

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 27.

Monatlich erscheinen vier Nummern.

Berlin, 15. Juli 1859.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

XIV. Band.

Ein Königssohn

oder
der letzte Stuart.

Von J. F. Smith.
(Fortsetzung.)

30. Capitel.

Die Gräfin und ihr Gefährte waren schon mehre Meilen über die Vorposten der Armee des Prinzen Karl Eduard hinaus, ehe der Baronet sich entschließen konnte, seinen Schützling zu verlassen. Er sah, daß die Gräfin Beruhigung und Trost fand an seinen Aufmerksamkeiten, in seinen freundlichen Worten; ja, trotz seiner Bescheidenheit schien es ihm zuweilen, als habe er in ihrem Herzen ein tieferes Gefühl erregt — ein Gedanke, der ihm schmerzlich war, denn er gehörte nicht zu den herzlosen Thoren, deren Eitelkeit sich daran ergötzte, Interesse zu erwecken in der Brust Derer, denen er keine Gegenliebe zu bieten hatte. Freilich, wäre sein Herz nicht durch Alice gefesselt gewesen, wer weiß, welche Gefühle in dem jungen Hochländer, ungeachtet aller Philosophie und Bescheidenheit, aufgestiegen.

„Allan,“ sprach die Gräfin, da sie eine Anhöhe auf der Landstraße nach Derby erreicht, „hier müssen wir scheiden. Leben Sie wohl auf immer! Versuchen Sie nicht, ich bitte Sie, mir wieder zu begegnen! Ich werde die Erinnerung an unser Zusammentreffen in meinem Gedächtniß bewahren wie meine schönsten Träume. Diese Erinnerung wird mir eine Dase sein in meines Lebens Wüste. Denken Sie zuweilen meiner; beten Sie für mich, wenn mein Unglück, mein Glend

in Ihrer Erinnerung auftaucht, wie ich in mancher einsamen Stunde für Sie und für Alice beten werde. Bemitleiden Sie mich und denken Sie meiner Gabe in der Stunde der Gefahr.“

Der Baronet war zu tief bewegt, um zu antworten. Der Ton hoffnungslosen Leidens in den Abschiedsworten der Gräfin nahm ihm alle Fassung; er zog ihre Hand an seine Lippen und küßte sie mit Wärme.

„Leben Sie wohl,“ sprach er endlich, „der Himmel geleite Sie und vergebte Ihnen!“

„O, warum mußten wir einander begegnen!“ rief die Gräfin händeringend, nachdem er geschieden. „Warum mußte zu der Last des Glends, das mein armes Herz zu tragen hat, noch dieses neue kommen? Wäre ich seiner Liebe werth, wäre er frei gewesen, wie glücklich könnte das Leben sein. Doch er liebt eine Andere, und ich bin die Geliebte des Königs!“

Nach ihrer Ankunft in London hielt die Gräfin sich mehre Tage in ihren Zimmern verschlossen, ohne selbst Seine Majestät den König vorzulassen. Als sie wieder am Hofe erschien, fielen ihre bleichen Wangen, ihre eingesunkenen Augen allgemein auf, und Viele prophezeiten, daß mit ihrer Schönheit auch die Leidenschaft des Königs schwinden werde. Allein sie irrten. Georg II. liebte die Gräfin Königinsteine und war eifersüchtiger als je. Vielleicht trug die Kälte, mit der sie ihn behandelte, hauptsächlich dazu bei, die unheilige Flamme am Leben zu erhalten.

„Nun, Allan,“ rief Crawford dem Freunde entgegen, als dieser, nachdem er sich von der Gräfin verabschiedet, eiligst nach Manchester zurücktreitend, ihm auf der Straße begegnete, was sagen Sie zu den Nachrichten? Natürlich meinte Ulrich damit die Ueberfiedelung der Gräfin und ihrer Nichten nach dem Schlosse in den Hochlanden.

„Welche Nachrichten?“

„Haben Sie Alicens Brief denn noch nicht gelesen?“

„Bis jetzt noch nicht.“

Crawford lächelte — er zweifelte zwar keinen Augenblick an Sir Allan's unwandelbar treuer Gesinnung gegen das Mädchen seines Herzens, doch erinnerte er sich einiger vielsagenden Blicke der fremden Dame, als Allan sie die große Treppe hinunter zum Wagen begleitete.

„Aber jetzt, da Sie Ihre Gefangene auf den Weg gebracht haben,“ bemerkte er, „jetzt werden Sie doch Zeit haben. Lesen Sie. Oder hat die geheimnißvolle Dame vielleicht mit Ihnen die Rolle gewechselt und Sie zum Gefangenen gemacht?“

„Nein, Crawford. Mein Herz gehört unwandelbar Alicen. Das Unglück der Dame, auf die Sie anspielen, hat mein Mitleid, nicht meine Liebe erweckt. Ein anderes Mal wollen wir davon sprechen; die Geschichte ist zu traurig, sie sogleich zu wiederholen.“

Mit diesen Worten trennten sich die jungen Männer, um sich zum Ausbruch nach Derby vorzubereiten.

Am 1. December verließ die Armee des Prinzen Manchester in zwei Divisionen, die eine nahm ihren Weg über Stockport, die andere über Knottessford. Da die Brücken in dieser Richtung abgebrochen waren, so mußte die Armee den Mersey auf andere Weise zu passiren suchen; es ward zu diesem Zwecke eine Nothbrücke bei Knottessford gemacht aus langen, über den Fluß gelegten und mit Planken überkreuzten Pappelsämmen.

Reiterei und Artillerie ging über Cheadlesford. Der Prinz, mit anderen Detachements, ging bei Stockport über den Fluß, bis über die Knie im Wasser wadend.

Hier ereignete sich ein Vorfall von so rührender Romantik, daß er erzählt zu werden verdient.



Die Schlacht bei Culloden.

Einige Herren und Damen von Gheffire hatten sich am Südufer des Flusses versammelt, unter diesen eine Mrs. Stryring, eine hochbetagte Dame, die als Kind schon, auf den Armen ihrer Mutter, Karl's II. glückliche Landung in Dover mit angesehen. Ihr Vater, ein alter, braver Cavalier, hatte später nicht nur Vernachlässigung, sondern sogar Bedrückung von dem undankbaren Monarchen zu erfahren; dennoch hing er und seine Gattin mit unerschütterlicher Treue der Sache des königlichen Hauses der Stuart an, und ihre Tochter ward in diesen Gefinnungen erzogen und der Familie so ergeben, wie ihre Eltern. Nach der Absetzung der Stuart's waren alle ihre Gedanken, Hoffnungen und Gebete auf ihre Wiedererhebung gerichtet, ja später legte sie mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit stets eine Hälfte ihres jährlichen Einkommens bei Seite, um sie der verbannten königlichen Familie zuzustellen; sie verschwiegte jedoch bei diesen Gaben ihren Namen, der, wie sie meinte, hierbei von keiner Wichtigkeit sei.

Jetzt hatte Mrs. Stryring sich von all ihren Silbergeräthen, Juwelen und sonstigen Kostbarkeiten getrennt und legte den Erlös dafür in einer gefüllten Börse zu des Prinzen Füßen. Als sie ihre trübten Blicke auf das schöne Antlitz des jugendlichen Stuart richtete, seine Hand an ihre welken Lippen drückte, brach sie begeistert in die Worte Simeon's aus: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren!“

Wie berichtet ward, überlebte sie den Schlag nicht, da einige Tage später die Nachricht von dem Rückzuge der Hochländer zu ihr drang. So mächtig, wenn auch zuweilen in seinem Gegenstande irre, in seiner Aeußerung übertrieben, war die alte Unterthanentreue in England!

Am Abend des 1. December vereinigten die beiden Divisionen sich in Maclesfield, wo Karl die Nachricht empfing, daß der Herzog von Cumberland das Commando der Armee übernommen, welche ihren Marsch über Lichfield, Coventry, Stafford und Newcastle an der Tyne nahm.

Die Hochländer hatten beschlossen, nach Derby zu marschiren, doch um den Feind über diese Absicht zu täuschen, ging Lord George Murray mit einer Colonne nach Lichfield zu. Dieses Manöver hatte ganz die vorausgesetzte Wirkung, denn als der Herzog von Cumberland hörte, daß ein großer Theil der Insurgenten-Armee im Anmarsch sei, dem der Rest unverzüglich folgen werde, marschirte er mit seinen Truppen sogleich vorwärts in einer Richtung, welche der schottischen Hauptarmee gestattete, hinter der Macht des Feindes hinweg ihre Straße zu ziehen.

Früh am Morgen des 3. December brach Lord Murray, nachdem er seine Absicht erreicht, von Copleton, wo er gewohnt, auf und marschirte über Leek nach Ashburn, wo am andern Morgen auch der Prinz mit seinen Truppen einrückte, damit im Falle eines plötzlichen Angriffs von Seiten des Herzogs von Cumberland, die Macht der Hochländer vereinigt sei.

Am 4. früh Morgens marschirte die erste Abtheilung der hochländischen Truppen in Derby ein, um drei Uhr Nachmittags langte Lord Gholo mit der Leibgarde und einigen Officieren zu Pferde an, welche durch ihre Erscheinung imponirten; der übrige Theil der Armee folgte in kleinen Detachements den ganzen Tag lang unter dem Spiel der Sackpfeifen und mit entfaltenen Fahnen, um die Zahl der Mannschaften möglichst groß darzustellen. Am Abend erst kam der Prinz zu Fuß und nahm Quartier im Hause des Carl von Greter.

Den Tag über küteten die Gloden, Freudenfeuer leuchteten und Abends war die Stadt illuminirt, ob freiwillig, ob gezwungen, ist nicht erwiesen. Die Magistratspersonen wurden beordert, der Proclamation in ihren Amtskleidern beizuwohnen, doch da man erfuhr, daß sie diese vorher fortgeschickt, ward ihre Anwesenheit abgelehnt und die Proclamation durch den öffentlichen Ausruf verlesen.

Karl befand sich jetzt nur noch 120 Meilen — für ihn eine Woche Marsch — von der Hauptstadt Englands entfernt und hatte, Dank dem glücklichen Manöver des Lord Georg Murray, neun Meilen Vorsprung vor dem Herzog von Cumberland, welcher Karl als schwerlich einzuholen hoffen durfte, hätte dieser sich entschlossen, sogleich nach London aufzubrechen.

Das englische Volk hatte bis jetzt eine gänzlich unrichtige Ansicht von diesem Aufstande zu Gunsten des Prinzen Karl Eduard, wie aus den Tagesblättern der damaligen Zeit zu schließen ist, in denen von der hochländischen Armee mit großer Geringschätzung gesprochen wird. Die Engländer hatten nicht die geringste Ahnung von der Kühnheit und großmuthvollen Selbstaufopferung, welche diese Männer befähigte, nicht nur sich selbst, sondern ihr Leben der Strafe des Verraths auszuweihen für eine Sache, die ihnen, ob auch irrthümlich, für eine gerechte und patriotische galt. Das ganze Unternehmen bezuglich des Prinzen Karl und seiner Anhänger schien als toller Einfall des Böbels angesehen zu werden, den man mit regulärer Militärmacht leicht dämpfen könne, ja man betrachtete die Sache mehr als ein neues, interessantes Schauspiel, denn als wirkliche Gefahr. Zum großen Theil war an diesem Irrthum die Politik der Regierungspartei Schuld, die es gewissermaßen gleichbedeutend mit Jacobitismus hielt, von dem Prinzen, seinen Anhängern oder seiner Armee in anerkenntem Ausdrücke zu reden. Natürlicherweise wirkte diese Maßregel als zweischneidiges Schwert, denn indem sie das achtungswolle Interesse des Volkes für den jungen Chevalier nicht aufkommen ließ, begünstigte sie zugleich das Gefühl der allgemeinen Sicherheit, welches den Fortschritten des Präsidenten so sehr zu Statten kam. Endlich jedoch überkam die Hauptstadt eine Ahnung der Gefahr. Glaubwürdige Schriftsteller jener Zeit beschreiben den Schrecken der Bewohner Londons als alle Vorstellung übersteigend. Am dem Tage, da die Nachricht sich verbreitete, daß der Prinz hinter dem Rücken des Herzogs von Cumberland sich London bis auf einige Tagesmärsche genähert, flüchteten viele Leute aus der Stadt, Kaufleute wurden geschloffen, ja, der König, so ging das Gerücht, habe seine kostbaren Sachen auf seine Nachten bringen und diese zu schneller Abfahrt in Bereitschaft lassen. Wahrscheinlich waren die meisten dieser Nachrichten übertrieben, doch zeigen sie nichtsdestoweniger, daß der Grad der allgemeinen Furcht groß genug war, solche Gerüchte glaublich zu finden.

Der Tag dieser allgemeinen Bestürzung ward später mit dem bedeutungsvollen Namen „Schwarzer Freitag“ belegt.

Am französischen Hofe wurde indes beschlossen, dem Prinzen Karl Eduard mit großer Truppenmacht beizufolgen. 10,000 Mann wurden dazu bestimmt; sie sollten an der Süd-

küste Englands landen. Prinz Heinrich Stuart, Karl's jüngerer Bruder, sollte die Expedition anführen und hatte sich bereits von König Ludwig XV. verabschiedet, als der Plan plötzlich aufgegeben wurde, weil die Nachricht einlief, die Armee der Hochländer habe sich von Derby zurückgezogen.

Wäre diese Armee statt dessen vorgerückt, so wären die französischen Hilfstruppen rechtzeitig in London eingetroffen und die Familie Stuart hätte noch einmal den Thron bestiegen.

Im Rathe des Schicksals war es jedoch anders beschlossen.

Der Morgen des 5. December fand den Prinzen Karl Eduard in Derby, ungebühlig, weiter zu marschiren unter jeder Bedingung, hoffend, daß der Succurs von Frankreich und die etwaige Unterstützung englischer Freunde sein Unternehmen begünstigen werde. Die Mannschaften waren im Allgemeinen voll Muth und Begeisterung, konnten ein Zusammenreffen mit der Armee des Herzogs von Cumberland kaum erwarten, schärften in den Werkstätten der Messerschmiede ihre Claymores und nahmen in den Kirchen das Sacrament. Keiner dachte daran, daß die Chefs ganz entgegengesetzte Beschlüsse fassen könnten.

Am Morgen des 5. ward Rath gehalten, in welchem Lord Georg Gordon vorschlug, die Armee solle nach Schottland zurückkehren, das verlassen zu haben die Mehrzahl der Chefs bedauerte. Der Bitten und Vorstellungen des Prinzen ungeachtet, dessen Muth kein Schicksalswechsel zu beugen vermochte, ward der Vorschlag angenommen. Karl Eduard verließ bittere Thränen der Muth und Täuschung, denn es schien ihm, als wichen mit diesem Rückzug alle die glänzenden Aussichten vor seinem Blick, mit denen die Hoffnung auf eine Krone so lange seiner Seele geschmeichelt hatte.

„Es ist vorbei, Sir Allan!“ rief er, „Crawford, es ist vorbei, die Glanz ziehen sich zurück! Lieber wäre ich mit zwanzig Hochländern allein hier geblieben, als in diesen unruhlichen Rückzug zu willigen. Aber Fürsten finden selten treue Freunde!“

„D nein,“ rief der Baronet, tief betrübt über diesen Ausspruch des Prinzen, doch jede weitere Besprechung über den Gegenstand vermeidend. „Der Entschluß des Rathes mag nicht ritterlich sein, aber er ist klug. In Schottland findet Ihre königliche Hoheit Anhänger und Freunde zur Unterstützung. Auch kann die versprochene Hilfe von Frankreich eintreffen. Hier hat, wir können es uns nicht verhehlen, Ihre Sache wenig Freunde gefunden. Verlassen Sie sich auf Ihre treuen Hochländer; sie werden bei Ihnen ausharren bis zum letzten Augenblicke.“

„Glauben Sie?“

„Ich bin dessen gewiß. Für meinen Clan wenigstens stehe ich.“

Der Rückzug ward am folgenden Tage angetreten. Die Armee Schritt vor Schritt zu begleiten bis nach Glasgow und Falkirk, wo das Waffenglück dem jungen Chevalier zum letzten Male lächelte, liegt nicht in dem Plane unserer Erzählung; wir gehen daher gleich zu der Katastrophe der Tragödie, zu der Schlacht bei Culloden, über.

31. Capitel.

In der Schlacht von Culloden befehligte der Herzog von Cumberland in Person; der junge General ritt durch die Reihen und ermutigte die Soldaten durch Besprechungen reichen Lohns, wenn sie sich tapfer hielten. Sein Rivale, Karl Eduard, war indes nicht minder thätig. Von einer kleinen Anhöhe herab sprach er zu seiner ihn umgebenden kleinen Armee, erinnerte sie an die Siege, welche ihre Väter über ihre alten Feinde gewonnen, und ermahnte sie, treu bei dem Sohne ihres rechtmäßigen Königs zu stehen. „Denk daran,“ sprach er, „daß ich nicht für meinen persönlichen Vortheil, sondern für die Freiheit Schottlands, unsers gemeinsamen Vaterlandes, kämpfe. Denk an Bruce, denk an Bannockburn! Laßt die Erinnerung an erlittene Unrecht Guern Arm bewaffnen, daß Ihr die Bedrücker aufs Haupt schlagt.“

Der laute, zustimmende Ruf der Hochländer antwortete seiner kurzen Rede. Es lag etwas Mührendes, Gewinnendes in dem Wesen, dem Schicksal des jungen Prinzen, der Abkömmling einer langen Reihe von Königen, der, selbst jung und tapfer, sein und seiner Familie Geschick in die Hände seiner treuen Hochländer gab.

Colonel Bedford, der die königliche Artillerie befehligte, antwortete auf das herausfordernde Beifallsrufen der Schotten ihrem jungen Fürsten gegenüber durch das Commando einer Kanonade auf die feindlichen Reihen, welche im Schotterheere große Verwüstungen anrichtete und fast den Prinzen Karl Eduard tödtete, dessen Person die Geschüttsalve vorzüglich galt. Der Hochländer, welcher des Prinzen Pferd hielt, fiel dicht an seiner Seite, von einer Kugel getroffen, nieder.

„St. Andreas für Schottland!“ riefen die Chefs, an der Spitze ihrer Glanz sich in den Kampf stürzend. Muthvoll leisteten die Hochländer der Aufforderung ihrer Anführer Folge, und bald war das Gefecht allgemein. Während die Insurgenten-Armee unter dem Nachtheil zu leiden hatte, den viele Befehlshaber auf eine Kriegsmacht ausübten, bewegten sich die Truppen des Herzogs von Cumberland mit all der Freiheit und Sicherheit, welche das Bewußtsein der Ueberlegenheit und ein einheitliches, einheitsvolles Commando zu verleihen im Stande ist.

Der Sieg des schottischen Claymores und Schilf über das Bajonett bei Preston und Falkirk hatte zu mancherlei Verathungen und Streitigkeiten unter den höheren Militärpersonen Veranlassung gegeben, und mancherlei Vorschläge waren gemacht worden, die Waffen der regulären Truppen mit denen der Insurgenten auf eine Höhe der Wirksamkeit zu stellen! Dem Herzog von Cumberland war es jedoch aufbehalten zu beweisen, daß die Waffen der Hochländer an und für sich nicht besser seien, als die der regulären Truppen. In Folge gemachter Beobachtungen gab er seine Ansicht dahin zu erkennen, daß die Soldaten der königlichen Armee nie auf den Hochländer gerade gegenüber, sondern auf den Mann seitwärts zielen müßten, wodurch dieser in der Seite verwundet werde, ohne von dem Schild im rechten Augenblick Gebrauch machen zu können. Diese Wahrnehmung erwies durch den Erfolg sich als vollkommen gerechtfertigt, und die Befolgung

dieses Rathes von Seiten der englischen Truppen ward eine der Hauptursachen der Niederlage der Schotten bei Culloden.

Die Schotten kämpften mit Muth, doch sie vermochten nichts gegen disciplinirte Truppen und die Ueberzahl des Feindes, und wiederholte Kanonensalven der königlichen Artillerie, von erfahrenen englischen Officieren commandirt, lütheten die Reihen der vereinzelten hochländischen Glanz.

Karl Eduard, welcher wohl sah, daß die Schlacht sich gegen ihn wandte, entschloß sich zu einem letzten Angriff. Mit gezogenem Schwert stellte er sich an die Spitze von Lochiel's Clan und rief die Hochländer auf, ihm zu folgen. Muthiger Beifallsruf beantwortete diese Aufforderung, und Lochiel, Crawford und Sir Allan, die Absicht des Prinzen gewahrend, verließen die zersplitterten Massen ihrer Leute, die wieder zu vereinigen sie vergebens bemüht gewesen, und vereinigten sich mit ihm, entschlossen, das fliehende Kriegsglück neu zu fesseln, oder vereint mit ihrem Fürsten und Freunde zu sterben.

„Gott und mein Recht!“ rief Karl Eduard, muthig auf die Stelle zugehend, wo der Herzog von Cumberland, umgeben von den Officieren seines Stabes und von einem Regiment schwerer Cavallerie, stand und mit grimmigem Blick das noch nicht genommene Feld überschaute. Jetzt bemerkte das scharfe Auge des jungen Herzogs die Bewegung des Feindes, und es erweiterte sich in wilder Freude wie das des Tigges, der seine Beute entdeckt.

„Er naht!“ rief er, „der Märchenprinz, der den Thron zu stürzen und das Scepter aus den Händen der Guelfen zu winden glaubte! Gut, daß der Thor wenigstens den Muth hat, als Buße für seine Thorheit zu sterben. Ihnen entgegen, Gentlemen!“

Als die beiden Parteien auf Pistolenschußweite einander gegenüberstanden, ward von beiden Seiten: Feuer! commandirt, und ein blutiges, heißes Treffen folgte. Dem wilden Muth der Hochländer begegneten die englischen Truppen mit der kühlen Berechnung, die den englischen Soldaten auszeichnet und ihn auch hier den Sieg gewinnen ließ über die nutzlosen Anstrengungen eines undisciplinirten Häufleins.

Drei Mal wiederholte sich der Angriff und ward drei Mal zurückgeschlagen.

„Vorwärts!“ commandirte der Herzog jetzt abermals, bemerkend, daß nach dem dritten Widerstande die Hochländer zu wanken begannen. „Nieder mit den Rebellen! Tausend Guineen für den Kopf des Präsidenten!“

Auß Neue angefeuert durch dieses Versprechen sprengten die Engländer den Abhang hinunter, an dessen Ende sich, von Lochiel und dem Prinzen aufgefordert, die Hochländer aufs Neue sammelten. Verderben drohend stürzte der gewichtige Reiter Schwarm sich auf das kleine Häuflein der Schotten, ihre Reihen durchbrechend und es niederreitend, augenscheinlich in der Absicht, bis zu einer dichten Gruppe vorzubringen, welche den Prinzen festhüllend umringte, der, was auch die Gegner seiner Person und seiner Familie sagen mögen, durch Muth und Tapferkeit an diesem Tage sich seiner edeln Zukunft würdig zeigte. Immer heißer ward der Kampf. Vergebens beschworen Lochiel und Sir Allan den jungen Chevalier, von dem jetzt doch verlorenen Schlachtfelde zu weichen; immer neue Schaaren seiner Anhänger drängten sich herzu, den Angriff der Engländer von seiner Person abzuwehren, und mancher Tapfere, dessen Namen die Geschichte nie nannte, fiel bei der Vertheidigung des Prinzen, der die Rettung der Hochländer in so hohem Grade besaß.

„Ich kann meine braven Hochländer nicht verlassen!“ antwortete der Prinz auf die wiederholten Mahnungen seiner Freunde. „Ich kann nicht fliehen mit zerstückten Hoffnungen und beslecktem Namen. Noch einen Angriff! Ich verlanze nicht, daß Ihr ihn theilen sollt! Flieht, rettet Euch, und laßt mich allein sterben!“

„Prinz!“ rief Sir Allan, „Sie sind ungerecht gegen Ihre Freunde!“

„Und gegen sich selbst!“ fügte Crawford hinzu. „Retten Sie Ihr Leben für eine glücklichere Zukunft!“

Der Feind war jetzt so siegesgewiß, daß zu wiederholten Malen der Ruf sich vernehmen ließ, der Prinz sei gefangen, ein Umstand, welcher auf gewisse Weise seine Flucht begünstigte. Lochiel, einige seiner Treuen um sich sammelnd, ergriff Karl Eduard beim Arm und zog ihn halb mit Gewalt, halb mit Bitter vom Schlachtfelde fort.

„Sie fliehen!“ rief der Herzog, mit der Spitze seines Schwertes seinen Soldaten zuwinkend. „Verdient den Preis! Tausend Guineen für seinen Kopf!“

Ein alter Hochländer, dessen Gesicht durch einen Säbelhieb furchtbar entstellt, hörte diese Aufforderung, nahm seine letzten Kräfte zusammen, schloß sein Pistol aus dem Gürtel, zielte, schoß, und die Kugel streifte die Wange des Herzogs, welcher sichtlich erleichtert.

„Reinigen Sie das Feld von dem Ungeziefer!“ sprach Alca Campbell, welcher seinem königlichen Gönner stets zur Seite geblieben, ritt, um seinen Eifer zu zeigen, auf den alten sterbenden Schotten zu und schoß ihm mit seinem Pistol in die Brust.

„Gott und König James!“ rief der alte Mann und sank zurück mit einem Siegeslächeln im Antlitz, denn er glaubte, die Niederlage seines geliebten Prinzen gerächt zu haben.

32. Capitel.

Sobald Karl Eduard, von seinen Freunden gezwungen, das Schlachtfeld verlassen, floh er, umgeben von einem Reitertrupp, welcher seine nächsten Rathgeber und Freunde in seiner Mitte zählte, und dem sich, die Flucht zu decken, das noch übrige Fußvolk anschloß.

Ungefähr vier Meilen vom Schlachtfeld entfernt gingen die Flüchtlinge bei Ford Fale über den Cairn und hielten eiligen Rath, was ferner zu beginnen. Ungeachtet ihrer schweren Niederlage waren die Insurgenten-Chefs fast sämmtlich für Fortsetzung des Krieges, denn sie zweifelten nicht, daß auf dem Boden des Hochlandes sie im Stande sein würden, sich gegen die königlichen Truppen zu vertheidigen, bis die lange ersehnte und so lange zögernde Hilfe von Frankreich die Schotten zu einem Angriff ermächtigte, oder bis die Regierung, des Creites müde, Zugeständnisse machte.

Karl Eduard sah keinen andern Weg vor Augen, als so rasch wie möglich nach Frankreich zu gehen, um dort persönlich die ihm zugesagte militärische Unterstützung zu betreiben. Er

hoffte, französische Schiffe an der Westküste zu finden, deren eines ihn rasch nach Frankreich befördere; so beschloß er denn, unverzüglich nach der Westküste aufzubrechen.

Wie weit dieser Entschluß das Resultat der Klugheit, oder nur das Ergebnis des Mißbehagens war, mit dem ihn der jetzige trostlose Stand seines Unternehmens erfüllte, ob er aus anderen Gefühlen hervorging, welche einem Mann nicht zur Ehre gereichten, dem so große Opfer, wie Karl Eduard, gebracht worden waren — das ist sehr schwer zu entscheiden.

Ohne seine Absicht kund zu geben, ordnete er an, daß der Rest der Armee sich in Ruthwen vereinigen und dort auf fernere Ordre warten solle. Hierauf verabschiedete er sich von seinen Begleitern und nahm zu seiner Reise nach dem Westen nur wenige seiner vertrauten Räte, namentlich Sir Thomas Sheridan, Mr. O'Sullivan, Colonel O'Neal, Mr. John Hay und einige Männer von geringerer Bedeutung mit.

Während die kleine, zusammengeschmolzene Schottenarmee nach Ruthwen sich auf den Weg machte, ging Karl Eduard und seine Freunde, von einem armen Hochländer, Namens Edward Burke, geführt, nach Westen zu. An drei Schloßern, bei denen sie vorüberkamen, begehrten sie vergebens Einlaß. Endlich erreichten sie Gostuleg, den Wohnsitz von Lord Lovat's Verwandten, den die Leser bereits dem Namen nach kennen.

Lord Lovat befand zur Zeit sich in Gostuleg, zur Feier eines großen Festmahles zu Ehren des vorausgesetzlichen Sieges des Prinzen über seine Feinde.

Plötzlich wurde der freudige Lärm im Hause unterbrochen; einige Frauen hatten flüchtige Männer über die Ebene eilen sehen, auf das Haus zu, die Bewohner standen in ängstlich harrenden Gruppen vor der Thür, und nur Lord Lovat blieb in seinem großen Lehnstuhl sitzen. Die Flüchtlinge nahen, die Niederlage des Prinzen ward kund, die Frauen weinten und klagten und verbanden mit ihren Tüchern die Wunden der Krieger. Die zum Fest bereiteten Speisen wurden ohne Ceremoniel unter die Flüchtlinge vertheilt, deren einige sogleich nach genossener Stärkung ihre Wanderung fortsetzten.

Karl Eduard, von einigen Getreuen begleitet, betrat das Haus Gostuleg und empfing Lord Lovat's erste persönliche Begrüßung in dem traurigen Augenblick, welcher den besährten Chef von dem sichern Ruin seiner Familie unterrichtete.

Lovat empfing den Prinzen mit Herzlichkeit, doch sobald er hörte, daß dieser sein Unternehmen aufgeben wolle, hielt er die strengsten Vorwürfe nicht zurück.

„Bedenk!“ sprach er mit finstern Ernst, „Euer großer Ahnherr, Robert Bruce, der elf Schlachten verlor, gewann Schottland in der zwölften.“

Der Prinz entgegnete wenig auf diese Ermahnung, sondern machte sich bald, nachdem er etwas Erntee und einige Gläser Wein zu sich genommen, auf den Weg nach Fort Augustus. Der alte Lord Lovat ward in seiner Säufte fortgebracht an einen sichern Zufluchtsort.

Karl und seine Begleiter kamen um zwei Uhr in der Nacht bei Fort Augustus vorüber und gelangten, rasch reitend, ungefähr zwei Stunden vor Tagesanbruch nach Invergarry, dem Wohnsitz Macdonnell's von Glengarrn.

Dies alte feste Schloß, jetzt eine geschwärzte, vom Feuer zerstörte Ruine, stand auf einer der Landzungen, welche in den Caledonischen Canal hineinragen, und besand sich, von allen Bewohnern verlassen, eben nicht in einer Verfassung, welche den Ruhm hochländischer Gastfreundschaft zu unterstützen fähig gewesen wäre. Obgleich in seinen von Mobilien und Vorräthen entblößten Mauern einige Landeskinder sich vielleicht ohne Schwierigkeiten, mit Hilfe des einzigen zurückgebliebenen Dieners einrichten können, so war es doch kein Aufenthaltsort für einen Fremden, für einen Prinzen.

Das war der erste Tag von Karl Eduard's Wanderungen, und seine Entbehnungen und Mühen waren das treue Omen derer, die in den nächsten fünf Monaten folgten.

Der Prinz und seine Gefährten waren so ermüdet von dem anstrengenden Ritt (sie hatten 40 Meilen gemacht), daß sie mit Wonne in ihren Kleidern sich auf den Dielen des unwirthbaren Hauses ausstreckten und bis Mittag schliefen. Edward Burke hatte glücklicherweise zwei Fische im See gefangen, und so fiel das Mittagmahl über Erwarten gut aus, obgleich kein anderes Getränk als das reine Element, woraus die Mahlzeit entnommen, den Durstenden zu Gebote stand. Dann nahmen die Schotten Abschied vom Prinzen, mit Ausnahme Sullivans, O'Neal's und Edward Burke's, welcher letztere als Führer diente und dessen Kleider Seine königliche Hoheit von jetzt ab anlegte.

Die kleine Gesellschaft der Flüchtlinge machte sich um zwei Uhr auf, nach Loch Arkaig zu reiten, wo sie um 9 Uhr Abends anlangte und in dem Hause Donald Camerons Aufnahme fand; der Prinz war so ermüdet, daß er einschiel, während Edward Burke die Gamaschen an seinem Füßen aufknüpfte.

So lange sie noch auf Lochiel's Erblanden blieben, fanden die drei Flüchtigen gute Aufnahme, doch jetzt hörten die gebahnten Wege aus, und die Pferde mußten zurückgelassen werden, um weiteres Fortkommen möglich zu machen.

Der Prinz wartete einige Zeit auf Nachricht von seinen Freunden, doch da keine solche anlangte, setzte er mit seinen Genossen die Reise fort aus Furcht, entdeckt und gefangen zu werden.

Durch unwegsame Berge bahnten die Flüchtigen sich den Weg, zuweilen in verlassenem Hütten färgliches Nachtlager findend, bis sie zu einem kleinen Dorfe gelangten in der Nähe des Orts, wo Karl Eduard zuerst gelandet; hier vereinigten sich noch mehre Flüchtlinge mit der k. einen Partei.

Lord Georg Murray schrieb von Ruthwen an den Prinzen einen langen Brief, worin er sehr unumwunden seine Meinung äußerte über Sr. königl. Hoheit vertraute Rathgeber, denen er die Niederlage zuschrieb, sein Commando niederlegte, doch keinesweges aussprach, daß er den Krieg für beendigt erachte.

Ein bis zwei Tausend Mann hatten sich dort zusammengefunden, zwar nicht von Hoffnung begeistert, doch entschlossen, sich und die Ländererben der aufständischen Glanz so lange als möglich zu vertheidigen.

Ein rührender Vorfall wird erzählt aus jenen Tagen von dem Fahnenträger des Herzogs von Perth, welcher, die Fah-

nen seinem Chef überreichend, sprach: „Ich bin zwar arm, aber tausend Guineen wären mir nicht so lieb, als daß die Banner gerettet sind!“

Einige Tage blieben die hochländischen Krieger in Ruthwen, zerstreuten sich jedoch endlich, als ein Brief vom Prinzen aus Glenbiasdale ankam. In diesem Briefe, nach einigen einleitenden Worten, worin er seine Ergebenheit für die Hochländer und ihre Interessen aussprach, kündigte er ihnen an, daß er, nach der nun gewonnenen Einsicht, hier nichts für sie thun zu können, nach Frankreich gehen wolle, um dort bei Hofe zu veranlassen, daß wirksame, mächtige Unterstützung ihm und den Angelegenheiten Schottlands werde.

Bezüglich ihrer Selbstvertheidigung rief er den Hochländern, dem Herzog von Perth und Lord Murray zu vertrauen, bat, seine Entfernung so lange als möglich geheim zu halten, und befahl seine Hochländer schließlich dem Schutze des Allmächtigen.

Obgleich in dem Briefe eigentlich keine Aufforderung ausgesprochen war, die Mannschaften sollten sich zerstreuen, sondern im Gegentheil auf Fortdauer des Kampfes darin angespielt ward, so betrachteten doch Alle einmüthig dieses Schreiben als den Todesseufzer des Krieges, nahmen traurig Abschied voneinander und trennten sich. Die Edelleute, um in den Hochlanden sich zu verbergen oder zu flüchten, die Gemeinen, um ihre heimischen Hütten wieder aufzufinden.

In Glenbiasdale, unsern der Westküste Schottlands, stießen einige hochländische Edelleute zu dem Prinzen, welche die Nachricht brachten, daß die westlichen Gewässer von englischen Schiffen wimmelten, der Prinz also kaum hoffen dürfe, nach dieser Richtung hin jetzt zu entkommen, ohne der größten Gefahr sich auszusetzen.

Das war eine bedenkliche Kunde, welche den Prinzen einige Zeit schwanken ließ, welche Maßregeln zu ergreifen seien, ob er sich abermals den Hochländern der Gegend anvertrauen, oder in der Nähe der Küste bleiben solle.

Einer der Edelleute, Clairanald, rief zu dem Letztern; es wurden einige leichte Hütten an den Bergen aufgeschlagen, welche bei dem jetzt eingetretenen Frühling genügenden Schutz gewährten und es dem Prinzen möglich machten, hier zu warten, bis ein zuverlässiger Freund sich auf die Küstenseinseln wagen durfte, nach einem Schiffe zu spähen, welches Seine Hoheit nach Frankreich brächte.

Endlich aber ward Karl Eduard doch des langen Harrens müde und sehnte sich nach Entscheidung seines Schicksals. Er beschwor Mr. Eneas Macdonald, einen der kürzlich zu ihm gekommenen Gentleman, nach seinem (Macdonald's) treuen alten Diener, Donald Macleod zu senden, welcher ein sehr erfahrener Pilot war und seinem Herrn vor Kurzem wesentliche Dienste geleistet, als dieser mit bedeutenden Summen französischen Geldes auf der Insel Barra gelandet.

Donald, sobald er die Botschaft empfangen, daß der Prinz ihn zu sprechen wünsche, machte sich unverzüglich auf den Weg nach Glenbiasdale; im Walde, kurz vor dem Ziel seiner Wanderung, begegnete ihm ein Mann, der, auf ihn zusehend, fragte, ob er Donald Macleod sei.

Donald, trotz des gewöhnlichen Anzuges augenblicklich den Prinzen erkennend, antwortete:

„Ja, der bin ich, und bin zu Eurer Hoheit Diensten.“ „Nun,“ fuhr Karl Eduard fort, „Ihr seht, Donald, ich bin in Bedrängniß; von Eurem Herrn weiß ich, daß Ihr ein erfahrener treuer Mann seid, dem man vertrauen darf, so gebe ich denn mein Schicksal in Eure Hände. Helft mir — ich bitte Euch!“

Der alte Schotte, von Rührung überwältigt, erbot sich zu jeder ihm möglichen Hilfeleistung.

Der Prinz theilte nun dem Alten den Plan mit, er, Donald, solle zu Sir Alexander Macdonald und dem Laird von Macleod gehen mit Briefen, welche die Herren um Schutz baten für Karl Eduard. Doch diesen Vorschlag wies der Alte rund ab, weil er bestimmt wisse, daß die genannten Herren dem Prinzen nicht nur untreu, sondern sogar im Begriffe seien, ihn nachzusetzen.

Von dieser Seite abgewiesen, fragte Karl, ob Donald es unternehmen wolle, ihn von der Küste nach den Inseln zu bringen, wo er sich sicherer glaube.

Donald erklärte sich bereit, Alles für den Prinzen zu thun, sich jeder Gefahr für ihn auszusetzen, nur nicht der, mit den zwei abtrünnigen hochländischen Chefs anzuknüpfen. So fuhren denn eines Abends Karl Eduard, Sullivan, O'Neal, Burke und sieben andere, dem Prinzen ergebene Männer von Lochnanaugh, der Bucht, in welcher er zuerst gelandet, in einem offenen, achtstüderigen Boot ab. Donald Macleod sah am Steuer, Karl Eduard zu seinen Füßen.

Der alte erfahrene Schiffer hatte aus der Beschaffenheit des Himmels geschlossen, daß ein Sturm im Anzuge sei, und den Prinzen gebeten, die Reise bis zum nächsten Tage hinauszuschieben, doch Karl bestand darauf, den Continent zu verlassen, wo er so mannigfache Gefahren erduldet.

Einige Meilen Gerstenmehl hatten die Reisenden mitgenommen und einen Topf, um darin die Mahlzeit zu kochen, wenn sie gelandet.

Der alte Donald Macleod hatte recht prophezeit, denn kaum war das Boot in See, so brach der Sturm los. Die Wogen thürmten sich auf und stürzten übereinander in ungezügelter Wuth, es war eine Nacht, welche an Gefahr Alles überstieg, was der alte Seemann bisher auf dem Meere erlebt. Die verzweifelte Lage noch verzweifelter zu machen, fiel der Regen in Strömen herab, und die Reisenden hatten weder Pumpe noch Compas. Die Finsterniß war so undurchbringlich, daß Niemand unterscheiden konnte, wohin das Boot getrieben ward, und ernste Befürchtungen sich einstellten, es könne vielleicht an die Insel Etie gerathen, wo der Prinz unsehbar von der Wiltz aufgegriffen werden würde, welche die Insel in bedeutenden Schaaeren durchstreifte.

Endlich ward ihrer Noth auf der stürmischen See und zugleich ihrer Furcht vor der Wiltz ein Ziel gesetzt, denn der Schimmer des Tages zeigte ihnen, daß sie sich an der Küste der „langen Insel“ befanden. Der Sturm hatte das Boot in 9—10 Stunden 60 Meilen aufwärts getrieben.

Sie landeten bei Rosznich, dem Südspitzen der Insel Benbecula, und bereiteten, nachdem sie ihr Boot auf das trockene Land gezogen, eine bescheidene Mahlzeit aus dem Fleisch einer Hirschkuh, die sie erlegt.

Das Erste, was der Herzog von Cumberland that, nachdem er die unmittelbaren Früchte seines Sieges in Sicherheit gebracht, war, die regierungseindlichen Glanz zu entwaffnen und sie dadurch der Mittel zu fernem Aufstand zu berauben. Die hochländische Nationaltracht sogar ward verboten, und die Männer, die von Kindheit an nichts Anderes als den Tartan getragen, wurden zum ersten Mal in ihrem Leben gezwungen, die Kleidung der Bewohner des Tieflandes anzunehmen.

Lange und mit ängstlicher Spannung wartete der Herzog auf Nachricht von der Gefangennehmung des königlichen Besiegten, doch er hoffte vergebens. Der Stern des Hauses Stuart war nicht bestimmt in Blut unterzugehen.

In einer Höhle, im Schooß eines stolzen Berges waren zwei Männer, der Tracht nach hochländische Hirten, beschäftigt, an hölzernen Spiegein Stücken Wildprets zu braten. Ihre Bewegungen verriethen, daß die Beschäftigung ihnen eine gewohnte sei, und ihre verlangenden Blicke, mit denen sie von Zeit zu Zeit auf die herrlich duftende Speise sahen, bekundeten ihren großen Appetit.

Die anscheinenden Hirten waren zwei Flüchtlinge: Allan Glencaine und Crawford.

„Nicht wahr,“ begann der Erstere, „Sie freuen sich auf die Mahlzeit?“

„Wie ein hungriger Wolf auf seine Beute,“ erwiderte sein Gefährte. „Den eigentlichen Hunger kenne ich erst seit zwei Tagen.“

„Es ist uns in der That schlecht ergangen,“ sprach Sir Allan, „doch geht es dem Prinzen besser, der unheimlicher muß als ein Verurtheilter in dem Lande, das zu beherrschen er durch die Geburt bestimmt ist? Wüßte ich nur, daß er ein sicheres Obdach gefunden, so sollten mich meine eigenen Entbehrungen wenig kümmern.“

Der Wildbraten war indessen vollendet. Im Augenblick, als die jungen Männer ihre Mahlzeit beginnen wollten, ließen sich Dritte vernehmen und eine Stimme, welche Jemandem zurief, zu folgen. Erschrocken sprangen die beiden Freunde auf.

„Wir sind entdeckt!“ rief Crawford.

„Doch nicht von Feinden,“ entgegnete Allan. „Das war eine Hochländerstimme.“

„Hochländer oder nicht, es bringt uns nichts Gutes.“

Im nächsten Augenblick erschienen zwei Männer, deren bleiche Gesichter bekundeten, daß sie viel umhergewandert und viel erduldet, in der Höhle, ohne sogleich zu bemerken, daß dieselbe schon bewohnt sei. Der Jüngere der Ankömmlinge warf sich sogleich auf den Boden nieder, augenscheinlich von Ermattung überwältigt.

„Hier müssen Jäger gewesen sein!“ bemerkte sein Älterer Gefährte.

„Mag sein, ich kann nicht weiter. Mögen sie wiederkommen. Ich will lieber sterben, als länger dieses elende Leben ertragen.“

Der Herr der Stimme machte Ulrich's und Allan's Herz vor froher Ueberraschung beben, denn sie erkannten die Sprache Karl Eduard's. Der Baronet stürzte auf ihn zu und drückte seine Hand im Uebermaß der Freude.

„Freunde!“ sprach der Prinz jetzt beglütigt zu seinem Begleiter; „treue, ergebene Freunde!“ und der alte Hochländer senkte die schon erhobene Flinte wieder. Glücklicherweise hatten die ersten Bewohner der Höhle ihre Mahlzeit noch nicht begonnen, und so war noch genug vorhanden für alle Vier, neue Stücken wurden abgeschnitten von dem Hirsch, den Crawford geschossen und in einer Ecke der Höhle niedergelegt. Brod und Salz fehlte zwar den Flüchtlingen zu ihrer Mahlzeit, dafür aber waren sie mit einem Appetit ausgestattet, der dieses sonst als nothwendig erachtete Zubehör entbehrlich machte.

Nach beendeter Mahlzeit ward berathschlagt was zu thun sei. Bei des Prinzen erschöpftem Zustande war an einen baldigen abermaligen Ausbruch nach der scharf bewachten Westküste nicht zu denken; doch zur Erhaltung seines Lebens schien es dringend nothwendig, daß er an einem sichern Zufluchtsort einige Tage der Ruhe genießen könne. Sir Allan schlug Arran-Castle vor.

„Was würde Ihre Tante sagen?“ fragte Karl Eduard mit bitterem Lächeln.

„Sie würde glücklich sein, Ihrer Hoheit die Gastfreundschaft erzeigen zu können, deren Sie so sehr bedürfen. Halten Sie sie nicht für hartherzig. Ihr Herz ist warm, wenn auch ihr Kopf kalt und berechnend. Crawford und ich hätten schon längst bei ihr Schutz finden können, wenn wir nicht vorgezogen, Ihre königliche Hoheit zu suchen.“

„Besser, Sir, Ihr verlaßt Euch auf die Berge,“ bemerkte Karl's Führer. „Hier werden die Sachen Euch nicht finden.“

Es war ein Ton von Mißgunst und Eifersucht in der Rede des Mannes, der die jungen Freunde des Prinzen stutzig machte, und es ihnen rathsam erscheinen ließ, in seiner Gegenwart den Prinzen nicht zu besprechen, der, wie sie hofften, den Prinzen von diesem seinen mürrischen Führer trennen sollte. Der Baronet nahm also Gelegenheit, den alten Hochländer aus der Höhle zu entfernen, indem er ihm auftrug, Wasser zu holen aus einer Quelle, die er draußen bemerkte.

„Worin soll ich das Wasser bringen?“ fragte der Alte.

„In der Mütze, auf Hochlandsweise.“

Der Führer entgegnete nichts weiter, sondern ging, zu thun wie ihm gezeigten.

Sobald die drei jungen Männer allein waren, erneuerte Sir Allan seinen Vorschlag und weichte den Prinzen zugleich ein in das Geheimniß des Gemachs Robert's des Starken.

Schließlich ward die Uebereinkunft getroffen, sobald der Mond untergegangen, ihren jetzigen Schlupfwinkel zu verlassen und ihre abenteuerliche Wanderung fortzusetzen.

„Wie weit ist's nach Arran-Castle?“ fragte Charles.

„Fünzig Meilen durch das Gebirge,“ antwortete Sir Allan. „Doch was thut das?“ sagte er heiter hinzu. „Bedenken Sie, Hoheit, wie weit Sie an der Spitze Ihrer Hochländer marschirten. Der Tag kann erscheinen, da Sie abermals sie zu Kampf und Sieg führen!“

„Nimmer! Nimmer!“ seufzte der Prinz. „Meine Hoffnung ist dahin. Bei Culloden ging das Geschir der Stuart unter!“

Als der Führer zurückkehrte, ward er beauftragt, ins nächste Dorf zu gehen und Brod zu kaufen, mit dem Bemerkten, daß er vor dem nächsten Morgen nicht zurückzuerwartet werde. Mit verdrießlicher Miene fügte sich der Hochländer diesem Gebot, doch der Prinz entließ ihn nicht, ohne ihn mit dem letzten Goldstück zu beschenken, das ihm zur Verfügung stand.

„Der Mann ist ein Verräther!“ rief Crawford, nachdem der Hochländer die Höhle verlassen. — „Soll ich ihm eine Kugel nachsenden?“

„Nein, er ist kein Verräther“ — entgegnete der Prinz, „er hat mich mit Treue und Aufopferung geführt, seit ich von allen anderen Freunden und Dienern mich trennen mußte. Er ist nur mürrisch und betrübt, weil er jetzt nicht mehr allein mein Beschützer ist und sich verdrängt fühlt; der gute, treue Mann!“

Karl Eduard hatte Recht. Der treue Hochländer kehrte am andern Morgen zurück mit Brod und Whisky, ohne seinen Prinzen verrathen zu haben, doch bitter war seine Betrübniß, als er die Höhle leer und den Gegenstand seiner aufopfernden Zuneigung nicht mehr fand.

33. Capitel.

Die Nachrichten von der Niederlage des Prinzen Karl Eduard verbreiteten sich rasch in den Hochlanden und erreichten bald Arran-Castle, wo die Gräfin mit ihren Nichten residierte; die Kunde trieb, wie man leicht begreifen wird, das Blut aus den Wangen der schönen jungen Waisen, deren Herzen zitterten in Besorgniß und Angst um die Sicherheit

So sehr sie auch von der Treue ihrer Diener überzeugt war, bedachte sie dennoch, daß ein Geheimniß nur sicher sei im Besitz Weniger, ja hätte sie allein alles Nöthige zu thun vermocht, wären weder ihre Nichten noch die alte Meg in das Geheimniß des Zimmers eingeweiht worden.

„Nun mögen sie kommen,“ sprach sie, als alles in Ordnung war, „der alte Schlupfwinkel hat schon manchen Kopf von der Bekanntschaft mit dem Beil gerettet in alten Zeiten, und die Sachsen müssen Arran bis zum Grund niederbrennen, ehe sie den Eingang dazu entdecken.“

Eines Abends saß Lady Arran mit ihren Nichten in der langen Gallerie, niedergeschlagen von Befürchtungen und oft getäuschter Hoffnung. Seit der ersten Nachricht von der Niederlage der Schotten war keine einigermaßen zuverlässige Kunde zu ihnen gelangt — einige flüchtige Hochländer brachten die Nachricht, der Prinz sei gefangen, Andere, er sei erschossen; doch nichts Gewisses.

„O, diese Ungewissheit,“ rief Alice verzweifelt, „wie diese das Herz martert — wie man wacht die langen Nächte hindurch, lauschend auf Schritte, die nicht nahen wollen, wie man in jedem Seufzen des Windes im Thurm, das Echo der ersehnten Stimme zu hören glaubt! O, Tante, die Erwartung eines Unglücks ist tausendmal schlimmer als das Unglück selbst.“

„Ich kenne das auch, Alice,“ erwiderte die alte Dame traurig. „Ich habe dieses Gefühl bis zur Erschöpfung durchempunden. Armes Mädchen, die Schule des Lebens, von der Wiege bis zum Grabe ist nichts als eine endlose Reihe von Täuschungen.“

Die arme Constance antwortete nur durch einen tiefen

laß die Thür offen, und bei dem ersten Ruf von mir oder Deiner Schwester ziehe die Marmglocke. Wenn Feinde in Arran-Castle eindringen, sollen sie wenigstens einen warmen Empfang haben.“

Constance, kaum wissend, wo sie Kraft zur Ausführung des Auftrags hernehmen sollte, stand auf und verließ das Gemach.

Zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, blieben die Gräfin und Alice zurück, unverwandt nach der verhängnißvollen Thür sehend. Sie öffnete sich langsam, und ein Mann, dicht in einen Hirtenplaid gehüllt, schaute vorsichtig ins Zimmer. Die Gräfin wollte laut aufschreien beim Anblick des fremden Eindringlings, doch das Auge der Liebe ließ sich durch die Verkleidung nicht täuschen. Alice erkannte Sir Allan, und eilte, seinen Namen rufend, ihm entgegen, in seine Arme.

„Welches Glück,“ sprach der Baronet, die Geliebte an seine Brust drückend, „dieses Wiedersehen nach so langer Zeit des Wanderns und des Glends. Ich träumte davon Tag und Nacht, doch wagte es nicht zu hoffen, ich betete darum, und fürchtete, der Himmel werde taub sein für meine Bitten.“

„Kommst Du allein, Allan?“ fragte die Gräfin, den Kiesel der Thür vorschiebend. „Wo ist Crawford?“

„In dem geheimen Gewölbe.“

„Und wo ist der Prinz?“

„Bei ihm,“ antwortete Sir Allan, die dargereichte Hand der Tante küßend. „Lange sind wir gewandert, haben geschlafen wie Fuchs und Hase, aber — Gott und Ihrer Güte sei Dank — jetzt sind wir doch auf einige Zeit unter sicherem Obdach. Ich habe nicht nöthig zu fragen, wer Wein und



Derer, die ihnen über Alles theuer. Nur der Gräfin samt der Wuth nicht. Mit raschem Entschluß ließ sie ihren Clan zusammenberufen und befohl, das Schloß vor jedem Ueberfall zu bewachen, eine Maßregel, die sie im Grunde jedoch nur deshalb anordnete, damit die Flüchtigen, falls sie in Arran-Castle Zuflucht suchten, sicher seien, denn daß Sir Allan an des Prinzen Seite bleiben und seine Wanderungen theilen werde, setzte sie voraus.

So war denn schon einen Tag nach demjenigen, welcher der Gräfin die Kunde von der Niederlage der im Stillen begünstigten Partei brachte, auf ihren Gütern Alles vorbereitet, und jeden Augenblick konnten die Lärmfeuer auf den höchsten Thürmen und Bergen entzündet werden, sobald im Moment der Gefahr das Signal gegeben ward.

„Die schönen Ländereien von Arran!“ seufzte ihre bejahrte Bestizerin, nachdem ihre Befehle ausgeführt waren. „Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich noch einmal so thöricht sein würde, sie aufs Spiel zu setzen, nachdem ich sie mit Sorgen und Mühe von Confiscation gerettet. Aber was soll ich thun?“ fügte sie mit wiederholtem tiefem Seufzer hinzu, „ich sah das Mißlingen der Sache voraus, und unterstützte dennoch das verwegene Unternehmen. Ich habe versprochen, meinen Neffen Allan und seine Freunde zu beschützen, wenn sie kommen, und muß nun mein Gelübde halten. Wenn Allan stirbt, Alice und Constance das Herz bräche, was hätte ich dann, wer würde mir die Augen zudrücken? Mag Geld und Gut zu Grunde gehen — es ist ja werthlos, wenn die Herzen in Asche zerfallen!“

Von ihren Nichten und der alten Meg unterstützt, welche nicht aufhören konnte zu brummen über den „Wahnsinn“ ihrer Gebieterin, ließ die Gräfin einen bedeutenden Vorrath Wein und Lebensmittel in das Gemach Robert's des Starken bringen.

„Welches Glück!“ sprach der Baronet, die Geliebte an seine Brust drückend. (Seite 208.)

Seufzer. Zu reden wagte sie nicht, aus Furcht, dann ihre Thränen nicht mehr zurückhalten zu können, und sie wollte den ohnehin so tief betrübten Lieben durch ihren Schmerz nicht noch tieferes Weh bereiten.

„Noch nie ist die Zeit so entsetzlich traurig und langsam vergangen,“ sprach Alice, „ihr zögernder Schritt scheint unsrer Ungeduld zu spotten. Glauben Sie nicht, Tante, daß wenn Sie einen zuverlässigen Boten nach Edinburgh sendeten, wir einigermaßen sichere Kunde erhalten könnten?“

„Ist bereits geschehen,“ antwortete die Lady von Arran-Castle mit einem Seufzer, „aber noch kehrte Keiner zurück. Denkt Ihr ich würde Mann oder Roß schonen, wenn Die, welche ich liebe, in Gefahr sind?“

Ein leiser Tritt ließ jetzt sich auf dem Corridor vernehmen. — Es war bereits spät am Abend und die Dienerschaft zur Ruhe gegangen.

„Wahrscheinlich ist es Meg,“ antwortete die Gräfin auf Alice's fragenden Blick.

„Meg ist in unserm Zimmer,“ entgegnete Constance.

Eine Hand legte sich an den Drücker der Thür, und alle Drei erschrafen heftig, die Gräfin vielleicht am wenigsten, denn sie dachte an den äußern Zugang zu Robert's des Starken Gemach bei der Ruine, mit dem sie Allan bekannt gemacht, und eine entfernte Hoffnung milderte ihre Furcht.

An Einbruch war in einem so befestigten Schlosse nicht zu denken, dennoch versäumte die Gräfin keine Sicherheitsmaßregel.

„Constance,“ flüsterte sie, „geh rasch in mein Zimmer

Espeise in das Gemach bringen ließ,“ fuhr er bewegt fort. „Wir sind Ihnen unendlich dankbar dafür. Seine Hoheit war dem Verhungern nahe, und Crawford und ich hatten seit zwei Tagen keinen Bissen Speise zu uns genommen.“

„Alice,“ sprach die Gräfin, „geh in mein Zimmer und rufe Constance.“

Sobald die alte Dame mit ihrem Neffen sich allein befand, flüsterte sie ihm zu: „Geh, Allan, hole Deine Freunde aus dem Versteck heraus — kommt nur durch den alten Saal, da hören Euch die Domestiken nicht. Ein paar Tage müßt ihr hier bleiben und dann fort mit Euch nach Frankreich, bis hier der Sturm ausgetobt hat. Wollte Gott, Allan, Du wärst erst drüben.“

„Wie sollen wir aber unbemerkt fortkommen?“

„Neberlaß das mir.“

„Auf unsere Köpfe sind Preise gesetzt.“

„Ich werde Euch schon Führer schaffen, die durch den Preis sich nicht locken lassen. Ich werde nicht schlafen noch ruhen, bis ich weiß, daß der Ocean zwischen uns liegt. Sei mir ruhig, Allan,“ fügte sie hinzu, „Alice und ich werden nicht lange zurückbleiben, wir kommen nach. Du hast mir Deine Güter verpfändet, also sind sie vor der Confiscation sicher, besonders wenn mein Bruder Argyle sich noch ins Mittel legt. Alice's Herz sichert Dir Dein Glück, also Courage, mein Junge, das Leben hat Dir noch schöne Tage aufbewahrt.“

„Auch Ihnen, hoffe ich.“

„Mir?“ entgegnete die Gräfin bewegt. „Nein, Allan, nein, mein Ziel ist nahe; wenn ich die Waisen jenes Mannes, den ich — des Bruders jenes Mannes, den ich liebte, glücklich sehe in den Armen ihrer Gatten, so hat die alte Herrin von Arran ihre Lebensaufgabe erfüllt.“

Allan verließ jetzt die Gallerie, um seine Gefährten aus ihrem Versteck zu holen. Ehe er dasselbe verlassen, hatte er beiden Freunden das Gefülde abgenommen, unter keiner Bedingung vor seiner Rückkehr das Gemach zu verlassen, eine sehr nöthige Vorsicht, wenn man der gefahrdrohenden Einrichtung des Zugangs sich erinnert.

Kaum hatte Allan die Gallerie verlassen, als Alice und Constance erschienen.

„Er holt den Prinzen und Crawford,“ sprach die Tante in Rücksicht auf der Letztern forschenden Blick. „Dein Verlobter ist sicher, ganz sicher.“

Ein dankbarer Blick zum Himmel war Constances einzige Antwort.

Nach einigen Minuten erschienen die drei Flüchtlinge im Wohnzimmer der Gräfin, welches dem unberufenen Einbringen der Dienerschaft am wenigsten ausgesetzt war.

Eine Thräne drängte sich in das Auge der Gräfin, da sie den jungen Chevalier, bleich und abgemagert von den erduldeten Strapazen, vor sich sah, und seinen ehrfurchtsvollen Gruß entgegennahm. Unwillkürlich verglich sie diese abgehärmte Gestalt mit der glänzenden, in welcher er in Holyrood erschienen, umgeben von einem Kreise schöner Damen, die bewundernd seinen Worten lauschten, von tapferen Männern, die seine Befehle zu vollziehen eilten.

„Wir kommen, Lady von Arran,“ sprach Karl Eduard mit schwachem Lächeln, „heut nicht in diese gasförmigen Mauern, wie einst unsere Vorfahren, mit stattlichem Gefolge von Rittern und Damen, sondern als Flüchtling, auf dessen Haupt die Regierung des Usurpators einen Preis gesetzt. Ich komme als ein Verbannter, an dessen Beherrschung die Gefahr geknüpft ist.“

„Noch nie,“ entgegnete die Gräfin, „hat ein Fürst Eures königlichen Hauses diesen Mauern eine größere Ehre erzeigt, als Eure königliche Hoheit thut, indem sie dieselben zur Zufluchtsstätte wählt, und wenn ich nicht meine Dienerschaft versammle, Eure Hoheit ihrem hohen Range gemäß zu empfangen, so unterbleibt es nur, weil unglücklicherweise die Zeiten es nicht gestatten, die Gefühle offen zu zeigen, welche Jeder, der den Namen Arran führt, für die Familie Stuart hegt.“

Der Ton edler Höflichkeit, womit diese Worte gesprochen wurden, machten einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer, denn unerkennbar klang die Wahrheit und Innigkeit des Gefühls hindurch; Karl Eduard neigte sich, und küßte tief gerührt die Hand der alten Dame.

Unter Reg's Beihilfe wurden Wein und Erquickungen herbeigeschafft, ohne die übrigen Domestiken zu stören, und die drei Flüchtlinge erzählten ihren mit besonnenen Herzen laufschenden Zuhörerinnen die Ereignisse des Unglückstages bei Culloden. Constance und Alice sandten manches stille Gebet zum Himmel, das Mißlingen des Unternehmens und die gefangenen Hochländer schmerzlich beklagend, und als einzigen Trost die Hoffnung aussprechend, daß die Sieger die in ihre Hände fallenden Schotten als Kriegsgefangene, und nicht als Rebellen behandeln würden.

„Als Kriegsgefangene! — o, da kennen Sie den deutschen Despoten und seinen wilden Sohn nicht,“ entgegnete Karl. „Durch mein langjähriges Exil auf dem Continent habe ich sie besser kennen gelernt. — Nein,“ fuhr er mit großer Erregung fort — „den Tod durch Strick oder Peil haben die Gefangenen zu erwarten! Ach, wie manches Haus wird verödet stehn! Wie viel treue Herzen haben ihr Blut vergossen für mich — für eine verlorene Sache, für ein verfunkenes Glück!“

„Hoffen Sie auf eine glückliche Wendung, Sir,“ sprach der Baronet. „Der Enthusiasmus der Hochländer für Ihr Unternehmen muß Ihnen Beweis sein, daß Sie unter günstigeren Auspicien abermals wagen können, Ihr Banner in Schottland aufzupflanzen. An treuen Herzen und festen Armen, es zu stützen, wird es nicht fehlen. Hätte nur Frankreich sein Versprechen gehalten...“

„Frankreich!“ unterbrach ihn die Gräfin, welche die Nation haßte. „Wann hätte Frankreich jemals dem Hause Stuart seine Versprechungen gehalten? Unsere Krieger haben es vertheidigt, unsere Bogenschützen haben die französischen Könige bewacht, aber stets war Frankreich undankbar! Ohne Zweifel war es zuerst das Bündniß mit den Familien Guise und Lorraine,“ fuhr sie zum Prinzen gewandt fort, „welches Eurer erhabenen Ahnfrau, der Königin Marie Stuart, Unheil brachte. Ich wollte eben so gern mein Leben auf stürmischer See einem morschen Brett anvertrauen, als eine Hoffnung auf Frankreichs Versprechen gründen.“

„Des Königs Schuld ist es nicht,“ bemerkte Crawford, „sondern die seiner Minister.“

„Oder die seiner Geliebten,“ antwortete Lady Arran. „Die englische Regierung wird wohl zu bestechen, und die Dame anzunehmen wissen. Ich wollte mein Leben verwetzen, hätte Eure Hoheit der allmächtigen Sublerin, der Pompadour, geschmeichelt, so wären die französischen Unterstützungstruppen längst gelandet.“

Es entstand eine Pause, während welcher Alice und Karl Eduard's Blicke einander unwillkürlich begegneten. Ueber das Antlitz des Letztern flog ein flüchtiges Roth der Beschämung, weil er sich erinnerte, wie Alice ihn einst am Arm der Pompadour gesehen.

„Sogar dieser Demüthigung,“ fügte der Prinz mit einem Seufzer hinzu, „habe ich mich unterzogen. In Versailles gab ich der Favorite den Arm, schmeichelte der Geliebten meines Vitters Louis, um mich ihrer Verwendung zu verschaffen, und nur eine Dame gab es damals, die bei jener Gelegenheit den verbannten Prinzen über seine Würde belehrte und für die Reinheit ihres Geschlechtes in die Schranken trat.“

„Wer war diese Dame?“ fragte die Gräfin.

„Ihre vortreffliche Nichte,“ antwortete der junge Chevalier, sich gegen Alice tief verbeugend, „welche mich, wie ich hoffe, heut gestatten wird, mich zu entschuldigen wegen meiner Indiscretion, sie zu grüßen mit einer solchen Gefährtin am Arm. Das unwürdige Motiv, welches mich zu jener Selbsterniedrigung veranlaßte, habe ich furchtbar genug gebüßt durch das Mißlingen meines Unternehmens und die beschämende Niederlage.“

„Nicht beschämend e Niederlage, Hoheit,“ entgegnete das erstbende Mädchen; „durch Ihren Muth, durch Ihre Tapferkeit und Ausdauer in mancher Schlacht, in den Stunden der Gefahr haben Sie bewiesen, daß Sie der Krone Ihrer

Vorfahren würdig sind. Das Uebrige müssen wir dem Himmel überlassen, der, wenn er Bitten Gehör giebt, eines Tages sie auf den Thron Ihrer Väter führen wird.“

Der königliche Flüchtling schüttelte traurig das Haupt, denn der letzte Schlag hatte seinen Muth, seine Hoffnung und Ausdauer vernichtet!

„Nie, Lady, nie,“ antwortete er, „meine letzte Hoffnung ist dahin, die einzige glänzende Seite im Buche meines Lebens ist geschrieben, künftig bin ich nichts mehr, als ein armer, einsamer Mann, der sein elendes Dasein ohne Ziel und Streben hinschleppt. Nach einer solchen Niederlage wie ich erlitten, wäre es mehr als Thorheit, noch einen Ausstand zu meinen Gunsten zu erregen. Schottland hat schon zu viel für mich gelitten!“

„Eure Hoheit muß Schottland verlassen,“ bemerkte die Gräfin.

„Gern jetzt, da meine Hoffnungen vernichtet sind.“

„Mein Neffe und sein Freund werden Euch begleiten. Vielleicht sehen wir nächstens uns in Versailles wieder!“

„Wie Gräfin,“ rief Crawford, „denken auch Sie an Verbannung?“

„Was soll ich hier,“ antwortete lächelnd die Lady von Arran, „wenn meine Kinder alle ihre Heimath verlassen haben, und das alte Schloß so öde ist, wie ein Nest, aus dem die junge Brut ausgeflogen. Nein, nein, wo meine Mädchen hingehen, dahin gehe ich auch. Aber fort mit Euch,“ fügte sie hinzu, „der Tag wird bald anbrechen, und neugierige Blicke könnten uns ausforschen.“

So schieden sie denn, die Liebenden zwar widerstrebend, doch mit der Verabredung, jeden Abend im Wohnzimmer der Gräfin Arran sich zu vereinigen.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher.

Ob wohl Gutenberg, Faust und Schaffer ahnen mochten, wie tief und mächtig ihre Erfindung, die Buchdruckerkunst, ins Leben der Menschen und Völker eingreifen werde? ob sie wohl ahnen mochten, daß die kleinen metallenen Lettern einst berufen seien, die Saat der Bildung, des Wissens, der Poesie mit zauberhafter Schnelle durch alle Länder zu verbreiten; daß die Kunst, welche bei ihrem Entstehen so mühsam Eingang und Schutz fand, einst das stärkste Band werden sollte, welches die Geister der Einzelnen, wie die Geister der Nationen zusammenhält! Handel, Gewerbe, Kunst und Kriegsrühm haben zwar schon lange vor Erfindung der Buchdruckerkunst Völker und Individuen reich und groß gemacht, Wissenschaft und Poesie waren da, doch sie waren in den meisten Fällen an den Ort gebannt, wo sie erwuchsen, weil es an dem Mittel fehlte, sie zum Gemeingut zu machen.

Noch vor wenigen Jahrhunderten gab es keine gedruckten Bücher, und heut — heut können wir kaum mehr ein Haus, viel weniger einen ganzen Erdtheil uns ohne sie denken. Wir sind aufgewachsen neben den Büchern, mit den Spielen, dem Unterricht, dem Vergnügen des Kindes stehen sie in unzertrennlichem Zusammenhang, die Phantasie, die Wissbegierde, die Andacht schöpfen Nahrung aus dieser Quelle, deren lebende Kraft zu läugnen vergebens sein würde, legte man auch alles Unheil, welches durch Bücher in die Welt gekommen, gegen das durch sie gestiftete Gute in die Waagschale.

Wir können uns allerdings nicht verbergen, daß in dem großen Bücher-Garten unserer Zeit neben den herrlichsten, nützlichsten, erfreulichsten Blumen der Wissenschaft, Kunst und Poesie auch das Unkraut in erschreckender Weise wuchert, eine Wahrheit, die um so betrübender ist, weil häufig dieses Unkraut in so anmuthiger Gestalt erscheint, mit so verlockenden Düften prahlt, daß arglose Herzen es begierig erfassen, das Gift nicht ahnend, welches in den schönen Kelchen verborgen. Darum ist jungen Wesen eine Hand zu wünschen, welche die Wahl der Bücher den Fähigkeiten und geistigen Bedürfnissen gemäß leitet, denn auch an sich unschädliche, sogar vorzügliche Bücher können schädlich wirken, wenn sie auf den Boden eines unerfahrenen halbgebildeten Geistes fallen, welchem zur Aufnahme der in ihnen ausgesprochenen Ideen die innere Vorbereitung fehlt.

In den Büchern ist uns neben der realen Welt eine zweite neue, unermeßliche Welt aufgegangen; freilich nur ein Spiegelbild, in dem uns die Gestalten des Lebens, die Erde und ihre Bewohner, der Himmel mit seinen Sonnen und Sternen, die Gedanken und Empfindungen der Menschenseele als schattenhafte Bilder erscheinen, denen unsere Phantasie erst Licht und Farbe geben muß. Und doch, wie segensvoll steht diese Schattenwelt in unserer Wirklichkeit. Ehe die Bücher das Wissen zum Gemeingut Aller machten, war die Kenntniß der Erde, die der Meisterwerke der Dichtkunst, nur das Eigenthum einzelner Bevorzugter, jetzt steht dem Armen das Feld des Wissens offen, denn Bücher und Zeitschriften sind Jedem zugänglich, und in der ärmsten Hütte des ärmsten Dorfes sind die einfachen Bewohner des Lesens kundig, das sie an Bibel und Gesangbuch übten.

Uns Weltleuten, die wir die täglich wachsende Masse der Bücher aufstehen sehen, einander überfliegend und verdrängend, scheinen in manchen Augenblicken jene einfachen Naturkinder beneidenswerth, die von dem Kampf und Zweifel, von dem Genuß und dem Kummer, welchen die „Bücher“ in das Leben der Weltmenschen tragen, keine Ahnung haben, kaum wissend, daß es außer dem Buch der Bücher, der Bibel — noch andere gebe, die zu lesen der Mühe werth seien. Für uns ist das Lesen vom Leben unzertrennlich geworden, der Geist athmet fast durch die gedruckten Lettern, die ihm das Wissenswerthe und Anmuthige, das er kennen und empfinden möchte, zuführen; doch unsere Zeit ist eine Zeit der Eile — Alles wird rasch gethan: Reisen, Arbeiten, Denken, folglich auch Lesen; wer alles Lesenswerthe in einem bestimmten Fach der Literatur, sei es das schöne, oder eine e Branche der Wissenschaft kennen lernen will, muß sehr rasch lesen, muß ohne Verweilen von einem Werke zum andern übergehen, sonst drängt neuer Stoff sich herzu und drückt den saumseligen Wissbegierigen nieder durch den Gedanken an die Unmöglichkeit, sich hindurchzuarbeiten. Früher, als die Bücher in weniger gedrängten Massen aufstiegen, genoß man die Gaben der Dichtung oder wissen-

schaftlicher Forschung, heut verflüchtigt man sie, sonst vertieft man sich mit ganzer Seele in die Lieder eines Sängers, in die Denkprüche eines Weisen, heut hat man weder Zeit noch Lust zu solcher Mühe; durch zu langes, liebendes Verweilen bei einem Buch, bei einem Gedicht, bei einem Dichter könnten wir ja in die Gefahr der Einseitigkeit gerathen, könnten „Neues“ veräumen, und der Mensch von heute muß womöglich Alles wissen, oder gelesen haben.

Ich darf wohl kaum hinzusetzen, daß es mir sehr natürlich, und daher auch sehr verzeihlich erscheint, wenn der Einzelne diese Forderung des Zeitgeistes nach seinen Verhältnissen, Neigungen und Talenten etwas modificirt, wenn er, statt das ganze Gebiet der Literatur zu durchfliegen, auf einem Felde derselben mit besonderer Liebe verweilt, und von diesem sich gründliche Kenntniß aneignet, wenn ein Herz mit unvergänglicher Treue an den hehren Geisteserschöpfungen hängt, welche es einst erfreuten, erhoben und zur Bewunderung hinrissen, mag auch durch wiederholtes Lesen derselben vielleicht verärgert werden, einigen neuen Erscheinungen Aufmerksamkeit zu schenken.

Bei jungen Mädchen, welche gewöhnlich einen großen Hang für Roman-Lectüre haben, ist es wichtig, durch die Wahl guter Bücher den Geschmack sogleich anfänglich auf die richtige Bahn zu leiten, weil dadurch das jugendliche Gemüth am sichersten vor der nachtheiligen Wirkung schlechter, frivolster Bücher geschützt wird, wenn solche dennoch ihren Weg in die Hände des Mädchens finden sollten.

Im Allgemeinen ist bei jungen Mädchen die Liebe zu den Büchern, sei es auch zu Romanen, keine tadelnswerthe Eigenschaft, wie früher häufig behauptet ward, weil man annahm, daß Bücher der Wirklichkeit entfremden. Meiner Ansicht nach ist auch die sogenannte Lesewuth eines jungen Mädchens weit weniger gefährlich für dessen geistige Entwicklung, als die Abneigung vor dem Lesen. Die jugendliche Phantasie will beschäftigt sein, und geräth, wenn sie gänzlich sich selbst überlassen ist, auf bedenkliche Abwege, welche durch gut gewählte Lectüre leicht vermieden werden können.

Es ist daher keineswegs gefährlich, in den Mädchen die Liebe zu den Büchern zu erwecken und dieselbe zu nähren durch gelegentliche Geschenke an Büchern. Eine kleine Bibliothek ist ein herrlicher Schatz für ein Mädchen, natürlich nur, wenn sie aus Werken besteht, die zwei- oder mehrmaligen Lesens und des Studiums werth sind. Aus einem eigenen Buch lesen oder lernen, ist doppelter Genuß, wie die Rosen im eigenen Gärten herrlicher zu duften scheinen, als die auf fremdem Boden.

Eine selbstgewählte Bibliothek giebt ohne Zweifel einen sichern Maßstab für das Wesen und den Sinn des Menschen.

„Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist,“ lautet ein bekanntes Sprichwort. — Mit demselben, oder eigentlich mit größerm Rechte kann man sprechen: „Sage mir, welche Bücher Du liest, und ich will Dir sagen wer Du bist;“ denn bei dem Umgang mit Menschen ist Zwang der Verhältnisse denkbar, bei dem mit Büchern kaum. Die Richtung des Geschmacks, der Grad der Bildung ist aus der Wahl der Lectüre zu erkennen, sicherer als aus allen anderen äußeren Anzeichen.

In eine Familie, in welcher der Sinn für gebiegene, literarische Unterhaltung gepflegt wird, können wir mit dem vollen Vertrauen eintreten, dort Verständnis und Theilnahme für die Interessen der Menschheit, Sinn für das Schöne und wahre Bildung zu finden.

Wählen wir Bücher für unsern Verstand, so seien es solche, die uns Freunde sind und bleiben, deren bloßer Anblick uns die Erinnerung an erhebende Eindrücke, an gesammelte Kenntniße zurückruft und in deren veredelnder und lehrreicher Gesellschaft wir uns trösten können, wenn nicht jede werthlose Schaumperle, die das brandende Meer der Literatur emporwirft, an das Ufer unserz Geistes schlägt, um dort, weil sie Schaum, in Nichts zu zerfallen, höchstens einen bitteren Tropfen der Täuschung oder des Widerwillens zurücklassend, und — vergessen zu werden.

Marie Harter.

Auf dem Schauplatz der Jugend.

„Denkst Du wohl noch an unsere Schulzeit? an das alte Schulhaus, das so traulich inmitten hoher Berge und hoher grüner Tannen stand? — Hast Du jene holde Zeit vergessen, hat die Verührung der Welt sie aus Deinem Andenken verschucht?“

So lautete eine Stelle aus dem Briefe einer alten Schulfreundin, mit der ich vor vielen Jahren, als wir noch die Welt der Ideale nicht mit der der Wirklichkeit vertauscht hatten, die Berge, die Wälder durchstreichte. Beim Lesen des Briefes war die Vergangenheit vor meiner Seele wieder entstanden und lenkte meine Gedanken, meine Gefühle zurück zu den Tagen der Kindheit, die wie ein köstlicher Kranz von Juwelen im Schatzkästchen der Erinnerung sicher, aber lange unbetrachtet gelegen hatten.

O, ich erinnerte mich ihrer gar wohl! Kein Sonnenstrahl und kein Schatten, keine unserer kleinen Freunden und Sorgen ist mir entwichen. Ja, es waren „holde Zeiten“, und eher könnten dort die Berge versunken sein, als in mir die Erinnerung an die in ihrer Nähe verlebten Stunden.

Im Juni war ich, von Sehnsucht getrieben, dort auf dem Schauplatz unserer Jugendtage. Der Himmel war milch, ein sanfter Wind spielte mit dem weichen Grün der Bäume und küßte auch die Schwingen meiner Seele, sonst so matt und niedergedrückt von dem ermüdenden Alltagsleben.

Das alte Schulhaus, wo ich täglich aus und ein gegangen, um welches im Sommer grüne Büsche und blühendes Geißblatt wuchsen und dufteten, wo im Winter auf dem gewaltigen Herde die großen Kiefernflöße glühten, einen freundlichen Schein durch die Fenster werfend an dunklen Abenden und im Zimmer eine trauliche Wärme verbreitend — das alte Pult, der Sitz der Autorität, neben dem die widerpenstigen Kinder zur Strafe stehen mußten, die hohen, schmalen Fenster, die alten kiefern Schulbänke und Tische, verunstaltet durch manches vorwizige Federmesser — Alles war

verschwunden, verschwunden wie die Menschen, die dort gelebt. Das Haus war niedergebissen, ein neues mit zierlichen Bogenfenstern und leuchtend rothem Ziegelbach stand an der Stelle — niemand wußte mehr von dem alten Haus — ja die fremden Menschen dort lachten mich aus mit meinen Fragen.

Ich aber fühlte schmerzlich, daß das alte Schulhaus fehlte auf dem Schauplatz meines Jugendlebens, und trauerte, daß dieser Schauplatz nicht mehr zu dem Bilde meiner Erinnerung paßte. Das neue Haus erschien mir wie ein Eindringling und ich mochte es nicht betreten. Wilde Kinder spielten vor der Thür, aber sie spielten andere Spiele, als wir damals spielten.

Die Kinder schienen roher, lärmender, ungezogener als wir, sie waren nicht alt an Jahren, aber alt an Gesicht und Manieren.

Das Thal, von hohen Bergen umschlossen, ist noch da, aber wie verändert! Gewinnfüchtige Hände haben an dem Heiligthum gerüttelt, wo wir unsere Jugendfreuden nährten, in das sich der volle Strom unserer warmen Jugendhoffnungen ergoß. Noch halten die Sterne, wie damals, Wache über dem Ort, aber sie blicken traurig, als hätten sie wenig Behagen an dem, was sie dort sehen; der kleine Bach, aus dem ich sonst mit einer krummgebogenen Stachnadel und einer baumwollenen Schnur manche schöne Forelle fing, fließt noch ruhig durch die Wiesen, aber nicht mehr in lieblichen Bindungen an den Haselnuß- und Johanniskrautsträucher vorbei; die Hände der Menschen haben seiner plaudernden Wellen ungebundenen Lauf in eine schnurgerade Bahn gelenkt, haben Mühlen darüber gebaut, und die Sägepläne haben die Forellen verjagt. Das alte Bett des Baches ist mit Gras bewachsen, und die Haselnüsse daneben sind weggeschnitten und verbrannt. Auch die hohen Tannen dicht bei dem Schulhause sind fort, der alte Begräbnisplatz daneben ist umgepflügt, der tiefe Graben um das alte Schloß ausgefüllt und zum Kornfeld umgeschaffen. Weizen wächst auf den geebneten Grabhügeln, und der moosige Fuchspfad, der sonst von dort in die dunklen Tiefen des Waldes führte, ist spurlos verschwunden. Kurze Zeit stand ich sinnend dort still und schritt dann dem Tannenwald nördlich vom Schulhause zu. — Dieser und der Weg dahin waren allein noch dieselben geblieben, nur schien der letztere wenig benutzt und war von Buschwerk so überwachsen, daß ich Mühe hatte mich durchzuwinden. Die Tannen, die wir vor Jahren in die Rinde der Buchen am Wege geschnitten, waren fast unleserlich, durch das Wuchsthum des Baumes auseinander gedrängt, mit Moos und neuer Rinde theilweise bedeckt.

Ich setzte mich auf der wohlbekannten Anhöhe, unter der großen Ulme nieder und lauschte noch einmal wieder der Musik der Wellen, die an ihrem Fuß sich brachen. Die Sonnenstrahlen hüpfen unter das grüne Dach der Ulme durch die schwanfenden Zweige, bald das lange, majestätisch goldene Scepter auf den schwellenden Teppich des Moores stützend, bald als strahlende Flämmchen tanzend auf flüsternden Wassern, zitternd eine Weile rastend auf den knorrigen Baumwurzeln und dann verschwindend. Hier und da tönte noch die Stimme eines Vogels klagend und sehnsuchtsvoll und verhalte leise in der ruhigen Einsamkeit des Abends. Und wie ich den Tönen lauschte, senkte der Geist der Vergangenheit sich zu mir herab, verklungene Stimmen drängten sich flüthend an mein Ohr, und die Ereignisse und Gefühle der fernern Jugend schauerten sich vertraulich um meinen der Gegenwart entrückten Geist — ich sah lange, lange dort, in Nachdenken verloren, bis die Nacht ihren dunkeln Vorhang niederließ, der „mit goldenen Sternennadeln an den Himmel befestigt“.

Ich war allein in dem alten Walde, mit dem schwindenden Tage, der stillen Einsamkeit, allein mit der jungen Nacht. Es schien mir, als wehe der Abendwind, der den stärkenden Duft der Nieseln auf seinen Flügeln zu mir trug, als wehe er mich mit dem entflohenen Hauch der Jugend an. Längst vergessene Ahnungen, Gefühle und Bestrebungen durchzitterten mir Herz und Sinne. Ich konnte kaum glauben, daß ich älter geworden, daß ich dem Grabe nahe sei, daß ich nicht mehr das junge, lebensmüthige Mädchen, sondern eine müde Streiterin sei auf dem Kampfplatz des Lebens, weit getrennt von meinen Jugendgefährten, die das Schicksal hierhin und dorthin geschleudert.

Bei dem neuen Schulhause ist auch ein Kirchhof, da liegen, von einfachen Marmorsteinen bedeckt, zwei meiner Mitschülerinnen, einige sind verheirathet, wie ich, andere spielen große Rollen in dem Drama der Welt — andere sind verschollen — ob wohl Eine von ihnen auch unserer Jugendzeit gedenkt, wie ich jetzt?

Eine unwillkürliche Bewegung führte meine Hand an die Stelle des Herzens — ich fühlte das Abwand von Haaren — selbstam — dieses Uhrband, von der Hand meiner Tochter aus ihren eigenen Haaren selbst geflochten, rief mein Herz zurück aus dem Zauberland der Erinnerung in die Gesilde der Wirklichkeit. Aus dem tiefer dunkelnden Schleier der Nacht trat mir mein freundliches Heim, das Bild meines Vaters, meiner Kinder lieblich winkend entgegen; ich erhob mich — das täuschende Gefühl der Jugend war verschwunden — ich legte die Hand an meine Stirn und fühlte die Furchen der Sorge darauf — ich fühlte mich als Greis in gefesselt durch die Bande des Alters, des Berufs und der Familienliebe — aber die Bande drückten nicht, sie zogen mich nur, das ward mir klar, da ich, aus dem Wald ausbrechend, durch den langen Buchengang dem einst so vertrauten, jetzt mir so fremden Ort wieder zuschritt. Ich sah die Sonne noch einmal aufgehen über dem Schauplatz meiner Jugend und reiste dann, von meiner Sehnsucht geheilt — nach Hause!

Der Schatten in Albrecht Dürer's Leben.

Die Knospen begannen sich zu entfalten in den Gärten von Nürnberg, die Vögel sangen in den grünen Zweigen, als im Haus des Goldschmieds Dürer große Freude einkehrte durch die Geburt eines Sohnes. Es war am 14. Mai 1471, als dem Meister Dürer und seiner hübschen Frau Barbara dieser langgehegte Wunsch erfüllt ward.

Des glücklichen Vaters einziges Streben war, den Sohn gut zu erziehen und ihn in seiner eigenen Kunst zu unterrichten; fünfzehn Jahre im Leben des jungen Albrecht Dürer eilten; durch Spiel und Arbeit ausgefüllt, schnell dahin, doch bald bemerkte der Vater, daß sein Sohn nach einem andern

Ziel strebe, als nach dem, ein einfacher Goldschmidt zu werden, und mit eben soviel Güte als Klugheit stellte er dem Sohn die Wahl des Lebensberufes frei, zu welchem der Jüngling sich hingezogen fühlte, nämlich zur Malerkunst.

Albrecht trat in das Atelier Michael Wohlgenuth's, wo er drei Jahre blieb, eine immer tiefere Liebe zu seiner Kunst fassend und mit Fleiß an seiner Vervollkommnung arbeitend. Nach Ablauf dieser Zeit machte er Reisen durch Deutschland, Holland und Italien, von denen er 1494 zurückkehrte als ein ernst, ruhiger, äußerlich stiller Mann, doch innerlich durchdrungen von Begeisterung für seine Kunst.

Waren der Goldschmidt und seine Barbara schon stolz gewesen auf ihren Knaben, da er noch in der Wiege lag, wie viel stolzer waren sie jetzt, da er als vollendeter Künstler zurückkehrte, begleitet von einem Ruhm, den ältere Künstler ihm beneiden konnten. Und, was das Beste, seine Seele hatte durch die Berührung mit der Welt nichts von ihrer Reinheit verloren, und er ehrte und achtete den Willen seiner Eltern, welche ja einst den höchsten Wunsch seines jugendlichen Herzens erfüllt; er ehrte ihren Willen so, daß er sich nicht widersetzte, als sie die Tochter des alten Hans Frey ihm zur Frau vorschlugen, obgleich er keine Neigung zu dem Mädchen fühlte.

Agnes Frey war schön, so schön, als ein kaltes seelenloses Marmorbild es sein kann, doch nicht schön durch die Wärme des Herzens, welche auch minder vollkommenen Zügen Reiz verleiht. Ihre äußere Schönheit entzückte das Auge des Malers, doch sein Menschenherz fand weder Glück noch Liebe in dieser frohigen Natur. Der alte Goldschmidt hatte nichts im Auge, als die Mitgift der Braut und die Verwandtschaft mit seinem Jugendfreunde Frey, und Barbara — wie hätte sie nur einen Augenblick denken können, daß ein Herz auf der Welt ihren angebeteten Albrecht nicht lieben könne!

Der Morgen des Hochzeittages brach an — unter Sturm und Regen — ach, ein nur zu treues Bild der häuslichen Zukunft des Paares voller Stürme und Thränen. Die Braut selbst weinte, sie fühlte sich durch eine häusliche Unannehmlichkeit gekränkt, ihre Schwestern bemühten sich nicht, Mitgeföhls zu heucheln, das sie nicht empfanden, und auch der Bräutigam tröstete sie nicht. Er sah überhaupt mehr aus wie ein Märtyrer, denn wie ein glücklich Liebender.

Barbara beobachtete ihren theuern Sohn und ihr Herz lebte in unverständlichem Weh; sie erkannte dunkel, es möge wohl unrecht gewesen sein, ihn zu dieser Verbindung zu drängen, aber die Erkenntniß kam zu spät.

Nach beendeter Trauung ward Albrecht durch die vor der Kirchenthür sich drängende Menschenmasse von seiner Frau getrennt, und eine andere Hand mußte sie vor dem Regen schützen. Die Freunde beider Familien geleiteten das junge Paar in ihr kleines, hübsch ausgestattetes Häuschen — doch, der Sonnenschein fehlte hier so sehr, als draußen unter dem regnenden Himmel. Nachdem die Gäste das Haus verlassen, eilte Albrecht noch vor Tische an seine Staffelei und malte, vergeßend, daß seine junge Frau allein, mit zusammengepreßten Lippen, Aerger in dem schönen Gesichtchen, dasitzte. Endlich rief sie ihn zum Essen, das ihre jüngeren Schwestern gebracht, weil sie es nicht schicklich hielt, an ihrem Hochzeittag zu kochen. Später rief sie ihn nicht mehr, sondern überließ es seinem eigenen Hunger, ihn an die Speiszeit zu mahnen.

Kein Fränkchen Freude oder Liebe wohnte in dem traurigen Hause, ein warnendes Beispiel einer gezwungenen Ehe. Agnes sah mißvergüht und einsam in ihrem Stübchen, beinahe sich sehnd nach den kleinen Zänkereien mit ihren Schwestern, die sie herzlich beneidete um ihre Mädchenfreiheit, und nicht wenig zur Erhöhung ihres Aergers trug es bei, daß die Schwestern bei jeder Gelegenheit sie mit dem kalten ernsthaften Gemuth neckten, an den sie ihre Freiheit verloren. — Agnes lernte nur zu bald ihren Fesseln fluchen.

Jedenfalls würde es ungerecht sein, ihr allein alles Unglück dieser Ehe aufzubürden. Albrecht, der in seine Schöpfungen verfunzene Künstler, konnte zwar seinen Eltern zu Liebe in eine ihm gleichgültige Verbindung willigen, doch nicht so weit aus sich herausstreten, um eine Neigung zu heucheln, die er nicht empfand. In Agnes's Wesen war keine Aber, die sie zur Lebensgefährtin eines Künstlers befähigte, ihr fehlte das wahre Interesse für seine Bestrebungen, wie konnte er neben ihr Befriedigung finden. Armer Albrecht, arme Agnes; vielleicht hätte sie als Frau eines einfachen Bürgers glücklich und beglückend leben können.

Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ging Albrecht Dürer abermals nach Italien, wo er die Bilder malte, welche seinem Namen vor allen Anderen Unsterblichkeit sichern, das Märtyrertum des heiligen Bartholomäus für die Marcuskirche in Venedig, und Adam und Eva für die deutsche Kirche in Venedig.

Fern und frei von der drückenden Atmosphäre seiner Häuslichkeit, erhob sein Geist stolzer und kühner die Schwingen. In Italien traf er mit Raphael zusammen, und beide wechselten ihre Portraits gegeneinander aus. Im Jahre 1507 kehrte er nach Hause zurück als der größte Maler Deutschlands!

Agnes hatte sich nicht merklich verändert. Auf ihrem Antlitz lag noch wie früher der siederhafte Ausdruck des Mißbehagens, wie früher fühlte sie sich geheimigt von der Furcht vor der Armuth, welche ihr eheliches Leben stets begleitete, und jetzt noch vermehrt ward durch die Besorgniß, Albrecht möge in Italien zu viel Geld ausgegeben haben.

Endlich dämmerte ein Schimmer von Glück auf in dem liebeleeren Hause, eines Kindes Lächeln erleuchtete die freudlosen Räume, selbst Agnes fühlte sich durch den Instinct der Mutterliebe erwärmt und besänftigt; leider nicht auf lange Zeit, denn das holde Kind schauerte oft zusammen unter den harten Worten von den Lippen der Mutter.

Eines Tages war Agnes ungewöhnlich heftig gewesen und Gabriele, das kleine Töchterchen, stoh in ihres Vaters Zimmer und weinte. Sie war jetzt 5 Jahr alt und schön, wie ihr Vater die Engel träumte. Abends hielt er sie in seinen Armen, und ihre brennende Wange erschreckte ihn. Sie schlief zwar ein auf seinem Schooß, doch ihr Schlaf war unruhig, süßmüthig klopften die Pulse, und der Athem klang schwer und fieberhaft. Er rief Agnes, doch sie war verdrießlich und zögerte lange. Als sie endlich erschien, glaubte sie nicht an des Kindes Krankheit und mochte die von Albrecht angerathenen Mittel nicht anwenden. Doch Gabriele ward sichtlich schlimmer und entschloß nach einem innigen Kuß für Beide unter dem vergeblichen Bemühen, sich an die Arme der Eltern festzuklammern, als wolle sie diese ansehen, sie im Leben zurückzuhalten.

Wir mögen nicht behaupten, daß das Herz der Mutter unbewegt blieb, doch sie verbarz den Pfeil, der sie getroffen, und achtete eben so wenig Albrecht's tiefen, leidenschaftlichen Schmerzes, dem in Gabrielen alle Freude gestorben war.

In einem kleinen, nach seiner Angabe geformten, einfachen Sarge lag jetzt sein ganzes Glück, gebrochen und vernichtet. Seine Mutter kam, legte die Hand auf sein Haupt, ihre Thränen flossen auf sein Antlitz, und des starken, stillen Mannes Schmerz fand endlich in Thänen einen Ausweg. Nie sprach er wieder von Gabrielen, jeden Abend trug er einen Blumenkranz auf das kleine Grab, doch der Name seines Kindes ward ihm ein heiliges Geheimniß, das er in der Tiefe seines Herzens bewahrte, und nie wieder über die Lippen brachte.

Agnes Dürer ward mit den vorrückenden Jahren nicht milder. Mürrisch und heftig, quälte sie den sanften Künstler unaufhörlich, bis dieser endlich fühlte, daß die Zeit nahe, wo er neben seiner Gabriele ruhen werde. Sie war gestorben am 10. April, und an demselben Tage, zu derselben Stunde im Jahr 1528 entschloß Albrecht Dürer, mit Worten der Vergebung auf den Lippen für sie, die seine Freude im Leben, seine Trösterin im Tode hätte sein sollen.

Was flieht am Schnellsten?

„Was flieht am Schnellsten wohl auf der Welt — Ist es der Stern, der vom Himmel fällt? Ist es im Wald das geschweichte Reh? Ist's die Lawine von Bergeshöh'?"

Ist es die plaudernde Welle im Fluß? Ist es der Morgenröthe Gruß? Ist es das mordende Geschoß? Ist es der Reiter auf dampfendem Roß?"

Ist es am Strande der wirbelnde Sand? Ist es der Sturm über See und Land? Ist es der Nar auf zackigem Riff? Ist es das stüthentheilende Schiff?"

Ist's die Rakete mit feurigem Schweiß? Ist es des Blitzes zuckender Streif? Ist es der Wagen, den Dampfkraft zieht? Sage mir, was am Schnellsten flieht!"

„Kind, was jetzt Du zu hören begehrt, Hat das Leben Dich bald gelehrt. Nichts flieht so schnell, zu des Herzens Leid — Als die schönen Tage der Jugendzeit.“

Die Gefahren der Lüge.

Eine Warnung für Mütter.

„Armes Kind, Du thust mir leid!“ sprach Frau Geline Weller zu ihrem Schönen Albert. „Du hast's ja nicht mit Absicht gethan, so wollen wir dem Vater auch kein Wort davon sagen.“

Albert hatte nämlich auf verbotenen Terrain, in des Vaters Zimmer, mit seiner kleinern Schwester Anna Ball gespielt und dabei den Spiegel zerbrochen. Es war im Grunde nur ein kleiner Sprung, und wenn man die Leuchter auf dem Spiegeltisch ein wenig anders rückte, ward er gewiß nicht bemerkt. — So lief nun zwischen Mutter und Kindern das flüsternde Gelöbniß von Mund zu Mund: „Sagt dem Vater nichts davon!“

Leider war es nicht das erstemal, daß Herrn Weller etwas verheimlicht ward, und so hätten wir unsere kleine Erzählung eigentlich beginnen sollen mit den Worten: „Armer Mann, armer Vater!“

Herr Weller war kein reicher Mann, doch durch Sparfamkeit gelang es ihm, sein kleines Gehalt für die nothwendigsten Bedürfnisse ausreichend zu machen. — Für den Luxus blieb natürlich wenig übrig, doch hatte er durch kluge Berechnung und vortheilhaften Einkauf seine Stübchen nett möblirt, und der Häuslichkeit ein anständiges Ansehen gegeben.

Frau Weller war eine hübsche, lebenswürdige Frau, ordentlich und reinlich, soweit es ihr nicht zu viel Mühe kostete, doch nachlässig in jenen Dingen, welche eine Häuslichkeit doppelt anziehend machen. Ihr Arbeitskorb war ewig in Unordnung; Knäuel und Quasten, Franzen und Mouffelinstreifen lagen durcheinander, zuweilen ward sogar ein Staubtuch aus dem Chaos hervorgezogen. Sie selbst pflegte zu sagen: „Ich habe recht viele Sachen, wenn ich nur wüßte, wo sie zu finden wären.“

Solche Frauen sind gewöhnlich unverbesserlich. Sie machen aus bloßer Unkenntniß dessen, was sie haben, eine Menge unnützer Einkäufe, doch alle Weisheitsprediger der Welt und alle Erfahrungen können sie von ihrem Fehler nicht heilen. Es geht ihnen gewöhnlich ganz leidlich in der Welt, weil sie einen leichten Sinn haben, und sich keine Sorgen machen.

Frau Weller hatte indeß auch noch einen andern Fehler; sie war nicht fest in ihrem Benehmen gegen ihre Kinder, und tadelte diese zuweilen für dasselbe, wofür sie zu anderer Zeit sie liebte. Sie verstand ihr eigenes Thun und Lassen nicht vernünftig zu regeln, wie hätte sie Klugheit genug besitzen, Andere zu erziehen! Der Vater hatte gegen die Kinder eine raube, despotische Weise, die ebenfalls nicht zum Vortheil für die Charakterbildung ausschlug. Er meinte, Kinder müßten wie Automaten durch den Draht, mit einem Zug und Wink gelenkt werden. Für gelegentlichen Ungehorsam wurden die Kinder von ihm durch harte Worte bestraft, und er hatte es wirklich dahin gebracht, daß ein Blick hinreichte, sie zu schnellem Gehorsam zu zwingen. Die Kinder fürchteten sich vor dem Vater, und entschädigten sich in dessen Abwesenheit dadurch, daß sie, von der Mutter ungehindert, Alles thaten, was sie wollten.

Dies führt uns zu der Geschichte des zerbrochenen Spiegels zurück. Herr Weller hielt sich fast nur des Sonntags in seinem Zimmer auf; ehe er zur Kirche ging, hatte er die Ge-

wohnheit vor dem Spiegel den Anzug zu mustern, und so geschah es denn, daß er erst am Sonntag den Schaden entdeckte.

„Frau,“ sprach er heftig, „wie ward der Spiegel zerbrochen? Albert, Anna, wer von Euch hat es gethan?“

Die Kinder standen Anfangs ratlos da, und sahen ihre Mutter an. Diese schüttelte den Kopf, und legte zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund.

„Habt Ihr in meinem Zimmer Ball gespielt, obgleich ich es verbot?“ fragte der Vater zornig.

„Nein, Vater!“ antworteten die Kinder so treuherzig, daß der Hausherr sich bewogen fühlte, den Schaden durch andere Ursachen zu erklären, als seine Frau sich noch ins Mittel schlug.

„Lieber Mann,“ sagte sie, „Du wirst doch nicht glauben, daß die Kinder den Spiegel zerbrochen haben, und es leugnen: das ob Alles, was im Hause zu Grunde geht, durch die Kinder geschehen müßte. Ich will Niemanden beschuldigen, aber der Schaden kann ja auch durch Aussetzen und Abstauben geschehen sein. Ich behaupte es nicht, aber es ist doch möglich.“

Die Kinder verstanden den Zweck dieser Bemerkungen sehr wohl, hatten jedoch, nach Kinderart, in ihrer Freude der Strafe entgangen zu sein, nichts Eiligeres zu thun, als Janny, dem Hausmädchen, mitzutheilen, wie Mama sie beschützt. „Aber,“ fügten sie hinzu, „Mama hat nicht etwa ganz bestimmt gesagt, daß Du's gewesen bist!“

Die Nothe der gekränkten Unschuld stieg dem Mädchen ins Gesicht; sie konnte nicht begreifen, wie Frau Weller, sonst so gut und freundlich, durch solche Andeutungen den Verdacht ihr zuschieben könne; sie mochte nicht als die Thäterin in den Augen ihres Herrn dastehen, erzählte diesem noch an demselben Tage den eigentlichen Hergang der Sache und schloß mit der im Hause so gangbaren Redensart: „Sagen Sie nicht, daß ich es Ihnen gesagt habe.“

Der arme Herr Weller war in der That bedauernswerth. Die Doppelzüngigkeit seiner Gattin, die schamlose Falschheit seiner Kinder kränkte ihn tief. Was sollte er thun? Je mehr er darüber nachdachte, je wahrscheinlicher ward ihm die Erzählung des Mädchens, denn früher halb vergessene Beispiele seiner Täuschungen stiegen in seiner Erinnerung auf. Sollte er seiner Frau ihr Unrecht vorhalten! Aber Janny, das gute treue Mädchen, würde in Folge dessen ihre Stellung verlieren, und so entschloß sich denn der arme Mann, seine Kenntniß der Sache für sich zu behalten und die erste, nächste Gelegenheit zum Aussprechen seiner Meinung zu benutzen. Ach, dieser eine kleine Zufall brachte eine Bürde von Mißtrauen, Sorge und Unbehagen in die kleine Familie, doch er ward verschmerzt wie mancher andere.

Nach sieben oder acht Jahren war das dreiste Bürschchen Albert ein junger Mann, und Anna fast ein erwachsenes Mädchen. Der erstere besaß eine schöne Handschrift, und kam in ein Handlungshaus als Schreiber. Sein Gehalt war klein, doch nach den Begriffen eines jungen Mannes, der nie den Ueberfluß gekannt, schien es enorm, und war jedenfalls mehr als ausreichend, da Albert für seine Beköstigung und Wohnung keinen Groschen auszugeben hatte, sondern bei seinen Eltern leben konnte.

In den ersten drei Monaten jedoch schon kaufte Albert eine goldene Uhr auf Credit, dann eine Kette und einen Siegelring, beim Schneider ging er natürlich nicht vorüber; Alles, was zur eleganten Erscheinung eines jungen Mannes gehört, ward angekauft, so daß am Schluß des Jahres Albert nicht nur seinen Gehalt von 300 Thalern verbrauchte, sondern sogar noch 100 Thaler Schulden hatte. Der Herr des Geschäftes, durch Nachfragen der Gläubiger von Albert's Leichtsinne in Kenntniß gesetzt, wollte ihn entlassen und entschloß sich nur aus Rücksicht für den redlichen, arbeitsamen Vater des Jünglings, ihm ferner noch die Mitwirkung im Geschäft zu gestatten.

Es ist immer ein schlechtes Zeichen, wenn die Bedürfnisse eines jungen Mannes über sein Einkommen hinausgehen. Albert Weller war ein Beweis dafür. Schulden, die Juriere des modernen Lebens, verfolgten ihn, und er sah keinen andern Ausweg, sich von ihnen zu retten, als durch Eingriff in seines Herrn Eigentum. Der verhängnißvolle Schritt zum Ruin seines Charakters war damit gethan.

„Wenn ich nur eine unbefangene Miene bewahre,“ dachte er, „so kann mich ja Niemand verdächtigen;“ er hatte sich ja in der Verheimlichung und Verstellung von Kindheit an geübt, nahm also aus der Casse die Summe, die er brauchte, und bezahlte seine Schulden.

Aber ach, es ist doch etwas eigenthümlich Furchtbares um das erste Verbrechen. Eine peinigende Schamröthe flog über Albert's Gesicht, da er es gethan, und Abends, da eben die Sonnenischeibe am Horizont hinunter sank, schlich ein junger Mann gesenkten Hauptes durch die ödessten, verlassensten Gäßchen seiner Vaterstadt. Es war Albert. Selbstsamer, schaurige Gedanken und Befürchtungen flogen ihm durch den Kopf, machten sein Herz bald ungesühnt pochen, bald zitternd bebem. — Ach, wie geringfügig schien ihm jetzt der Zitterstand, dem zu Liebe er sein Herz mit Schuld belastet. — Endlich nahm er sich zusammen, kehrte nach Hause zurück und zwang sich zu seiner gewohnten Heiterkeit. — Und doch, wie schaurig tönte der Gruß seines alten Großvaters, der jetzt ein Mitglied der Familie war, ihm ins Ohr: „Gott segne Dich, mein guter Sohn!“ Er hätte ihn fast wahrnimmig gemacht.

Einige Tage später ward im Comptoir des Kaufmanns, Albert's Brodherrn, Rath gehalten. Sein Vater war anwesend, und die Leute, welche kürzlich von dem jungen Mann Zahlung empfangen. Bücher, Rechnungen und Quittungen wurden im Beisein von Gerichtspersonen untersucht, und Albert's Vergehen außer Zweifel gestellt.

Auch im Schlafzimmer seiner Eltern fand eine geheime Berathung statt; der Vater war dabei, die Mutter, die Schwester. Tränen wurden vergossen, schwere Seufzer entzungen sich den tief bestürzten, verwundeten Herzen, weil der Sohn und Bruder als Verbrecher vor Gericht stand. Der niedergeschmetterte Vater sagte, die weinende Mutter in diesem Augenblick mit Vorwürfen noch mehr zu betrüben, aber durch sein Herz ging wie ein schneidendes Schwert die Gewissheit: „Hätte die Mutter, statt den Knaben an Lüge und Verheimlichung zu gewöhnen, ihn in Wahrheit und Aufrichtigkeit erzogen, so wäre uns Schmerz und Schande, ihm das Verbrechen erspart geblieben!“

Der Gedanke an den zerbrochenen Spiegel tauchte in den

gefolteten Herzen auf, wie ein schauriges Gespenst, das Alle sehen, ohne daß Einer es zu gestehen wagt. Wohl war der zerbrochene Spiegel an sich leicht zu verschmerzen, aber ach, er war ja das Bild, zum Theil die Ursache des zerbrochenen Glücks einer Familie! Verflagenswerthe Mütter, deren Leichtsinne selbst den Stein befestigt, der den reinen Spiegel der ihr anvertrauten Seelen in Trümmer schlägt!

Reid.

Du warst der Erste immer,
Mir liberal voran.
Ich kämpfte, und Du warst es,
Der spielend den Sieg gewann.
Ich lief den Fuß mir blutig,
Du kamst am Ziele an.

Je mehr das Glück Dir lachte,
Je mehr erhob man Dich —
Im meines Unflerns Walten
Ergößten die Spötter sich.
Wir irten. — Du sandst Mitleid,
Beschämung, Tadel ich!

Mein Haus lag tief im Schatten,
Deins lag im Sonnenchein;
Wonach umsonst ich strebte,
Das wurde mühslos Dein.
Wir spielten um ein Kleinod,
Und der Verlust war mein.

Heut hab' ich Dich gesehen —
Dich, den das Glück erlor —
Im Sarg mit Siegeskränzen!
Du stiegst zur Ruh empor,
Und bleibst der Erste immer,
Der Tod selbst zieht Dich vor.

[416]

Die Mode.

Obgleich am südlichen Himmel das Gewitter des Krieges droht, mit seinen Wolken, seinen Blitzen und Donnererschlägen, neben manchen anderen Plänen von höherer Wichtigkeit, zahlreiche Reisepläne vereitelnd, so darf uns dies nicht zurückhalten, der „Badezeiten“ als Modezeit zu gedenken. Dürfen wir doch mit Gewißheit annehmen, das nicht alle unsere Leserinnen durch das Unwetter am politischen Horizonte sich abhalten lassen werden, in der Ferne Erquickung und Erweiterung zu suchen, sei es am warmen Sprudel irgend einer wohlthätigen Quellnymph oder in des Meerestotes stürmischer heilkräftiger Umarmung. Wer entlieht nicht gern in der schönen Jahreszeit dem „Qualm der Städte“, um eine reinere Luft zu athmen, als zwischen den Häusern und dampfenden Schornsteinen einer belebten Stadt zu finden ist, und wäre es auch nur, um sich der beschränkten Natur in der Umgebung einer städtischen Villa, oder der weiten eines eigenen oder fremden Landgutes zu freuen.

Bei Beginn der Reise-Saison wollen wir nicht unterlassen, unsere Leserinnen auf die Damen-Claque-Hüte aufmerksam zu machen, welche von A. Laube aus in Böhmen erfinden, von dieser Firma zu beziehen sind. Diese Hüte, von dem Erfinder „Gibus“ genannt, machen in der That dem deutschen Gründungsgeist auch in diesem Bereich Ehre. Die Annehmlichkeit, welche diese Hüte auf der Reise gewähren, besteht besonders darin, daß dieselben in ihrem höchsten vier Zoll hohen Etui in den kleinsten Koffer placirt werden können. — So fabelhaft es scheint, daß ein eleganter Hut von Seide, Krepp, Sammet oder Stroh mit vollständiger Blumen-, Blonden- und Bandgarnitur auf einen so kleinen Raum beschränkt werden könne, ohne Form und Ansehen zu verlieren, so gewiß ist es, daß der Mechanismus der Damen-Claque-Hüte des Herrn Laube sie vollkommen befähigt, aus der engen Kasten des Etuis ohne Matel hervorzugehen. In zusammengelapptem Zustande läßt der mit einem Miniaturspiegel versehene Hut sich als Fächer brauchen, eine Doppelseitigkeit, die besonders im Theater und in Concerten so wie bei improvisirten ländlichen Tanzgesellschaften von Nutzen ist. Den Mechanismus zu beschreiben, welcher diese Wunder bewirkt, würde eben so schwierig als zwecklos sein; den Damen, welche für originelle Erscheinungen auf dem Gebiete der Mode Interesse haben, rathen wir, sich an den Erfinder der Claquehüte selbst zu wenden, um so mehr, da derselbe nach eingehenden Mustern und Zeichnungen in allen nur denkbaren Facons diese Hüte anfertigen läßt. — Für den Aufenthalt auf dem Lande sind außer dem großen Strohhüten noch die Hüte (Helgoländer) von gestirntem Mouffeline, mit lilä, blau, roth oder gelbem Tafelfutter zu empfehlen. Zu den Hüten von Stroh oder Korb werden, wie wir bereits früher erwähnten, häufig schwarze Tafelbänder mit bunten Streifen, oder auch ganz schwarze getragen, ja man ist sogar darauf gekommen, diese schwarzen Putzbander zu fäden, eine jedenfalls sehr hübsche Neuerung, die vielen Damen ermuntert sein wird, in welcher Voraussetzung wir in der nächsten Arbeitsnummer des Bazar ein Dessin für diesen Zweck erscheinen lassen.

Von den Hüten scheidend, können wir nicht an den Sonnenschirmen vorübergehen, ohne ihnen einen Blick zu schenken, und müssen wiederholen, daß die Mode in dieser Saison sehr viel für ihre Eleganz gethan. Im höchsten Sinn gilt dies von den schönen Spitzenüberzügen, die, eigens für diesen Zweck verfertigt, einen Sonnenschirm zu einem sehr werthvollen Requisit machen. Diese Spitzenüberzüge, sowohl in Weiß als in Schwarz vorhanden, sind gewöhnlich in zusammenhängenden, eine Rundung bildenden Mustern gemacht, ohne die bei den Schirmen übliche Eintheilung in einzelne Felder. Ein weniger feibarer, doch nicht weniger beliebter Schmuck der Sonnenschirme sind die Perlen, welche auf jede nur erdenkliche Weise daran ihre Anwendung finden, wie wir schon mehrfach zu bemerken Gelegenheit nahmen. Sehr eigenthümlich elegant ist (beispielsweise) ein Schirm von weißem Moiré, durchweg ziemlich dicht mit schwarzen Perlen, als Klein, bedekt und am Rande mit einer schwarzen Spitze besetzt, welche gleichfalls mit schwarzen Perlen verziert ist. Ausdrucksvoller noch, wenn auch nicht schöner, nimmt ein Schirm z. B. von hellgrünem Moiré sich aus, auf dessen Felder durch zwei nebeneinander laufende Linien schmaler schwarzer Seidenfäden eine schön gezeichnete palmenartige Arabeske gezeichnet ist, welche mit schwarzen Perlen ziemlich dicht ausgefüllt, auf dem hellen Grunde sehr wirksam hervortritt. Die Mode, wahrscheinlich bedenkend, daß die Fächer im Grunde die Bestimmung haben, Kühlung zu fächeln, mozu der Sommer bei ländlichen Plätzen mindestens eben so viel Gelegenheit bietet, als der Winter, hat ihnen jetzt ein Gewand gegeben, das sie augenblicklich als Diener des Sommers erkennen läßt, nämlich ein Gewand von Stroh. Man kann sich nicht Größeres denken, als diese Fächer aus dem reinsten Strohgeflecht, mit selbstgemachten, welche den ländlichen Charakter noch reizender hervorheben und einen solchen Fächer ganz besonders zum Gebrauch bei ländlichen Festen geeignet machen.

Als leichte, wenig kostbare Umhüllung für die warme Jahreszeit finden die Mantillen von klaren weißen Stoffen, am häufigsten mit Säumen oder Rüschen à la vieille verziert, den ungetheiltesten Beifall, sogar Vongshawls von weißem Mouffeline oder Tarlatan, ringsum mit einem bunt unterlegten Ruff besetzt und mit Tarlatan in entsprechender Farbe gefüttert, werden getragen. Nach hinten zu, in der Gegend des Nackens, erhalten diese Vongshawls einige tiefe Falten, die durch eine Schnur mit leichten Quasten oder durch eine farbige Bandschleife besetzt werden.

Zu den lustigen Sommerkleidern, an denen man jetzt häufig große

Blumen-Blau-Muster gewahrt, werden auch Vongshawls oder Shawl-Mantillen von demselben Stoff getragen.

Für junge Mädchen sind weiße Jäckchen eben so modern als fleidend; man trägt sie sowohl von weißem feinen Bique, als auch von feineren weißen Stoffen mit Stickerei, welche, am Schooß, an den offenen Ärmeln, vorn herunter und am Halsauschnitt angebracht, namentlich auf der Folie eines hellfarbigen Kleides sich sehr gut ausnimmt. Die Bolants sind so sehr en vogue als je und theilen die Gunst der Damen mit den doppelten Röden, die jedoch in dieser Saison entschieden vorn offen getragen werden. Es giebt Kleider in diesem Arrangement, an denen der obere offene Rod entweder in anderer Farbe als der untere, z. B. ein gelbes Oberkleid auf weißem Unterkleid, oder durch das Mutter abstechend ist; z. B. ein Oberkleid von geblühtem Stoff auf einem glatten Unterkleid. Wie schon mehrfach bemerkt, werden zur Verzierung der Röde, Basquinen u. i. w. mit großer Vorliebe Rüschen à la vieille desselben Stoffes gewährt, doch sind namentlich Basquinen auch sehr häufig mit Sammet eingefast.

Mouffeline, Organdi, Barège sind die zu leichten Kleidern allbeliebtesten Stoffe, höherer Eleganz entsprechend die Roben von mousseline de Chine, mousseline de soie und gaze Chambéry, deren diese Saison in neuen, graziosen Dessins aufzukommen hat.

Zu Morgen-Toiletten auf dem Lande werden die Roben von Bique von den Damen viel und gern getragen, gewöhnlich mit Basquinen desselben Stoffes, wie denn überhaupt der Bique in hohem Ansehen steht. Berichmähnen die Damen es doch nicht, in der Abend- und bei ländlichen Promenaden, sowie auf Reisen, das grazios frisirte Haupt in eine Capote von weißem Bique zu hüllen, die, häufig alles bunten Band schmuck entbehrend, nur durch Borten oder Spitzen und eine auf dem Scheitelpunkte angebrachte Schleife vom Stoff der Capote einige Sorgfalt für die Zierlichkeit der Kopfbedeckung verräth. Nirgends aber wird dem Bique in so auffallender, fast ausschließender Weise gebuhlet, als auf dem Gebiete der Kinder Garderobe. Wer sich nicht durch den Augenschein überzeugt, zu welchen reizenden Gewändern dieser Stoff verarbeitet werden kann, hat keine Ahnung davon, welche elegante Frische aus einem Bique-Kleidchen, aus einem Bique-Mantelchen alle Mütter, ja alle Freundinnen der holdseligen Kinderwelt anhebt; es scheint zu weilen, als wolle der Bique keinem andern Stoff mehr das Recht einräumen, die kleinen Mitglieder der Menschenfamilie zu bescheiden, so geschickt schmiegt er sich in alle Formen, schmückt sich mit bunten Farben und feinen Mustern, um wo möglich auch die Stelle der Borten vertreten zu können. In der That, ein weißes Bique-Kleidchen oder Mantelchen, mit rosa oder blau gemustertem Bique besetzt, giebt, ohne Beimischung eines andern Stoffes, eine so zarte Toilette, daß man gethen muß, die Kleinen können nicht hübscher und zweckmäßiger gekleidet sein, als in dem reinen, dauerhaften Bique.

Die Kleidung der kleinen Mädchen und der kleinen Knaben unter drei Jahren ist häufig einander sehr ähnlich, namentlich wenn die kleinen Mädchen zur Straßentollette ebenfalls Jäckchen tragen, wie solche zum Anzug der kleinen Knaben fast durchgängig angenommen sind. Die hübschesten dieser Jäckchen sind mit ziemlich langem Schooß, das kurze Mädchen von gleichem Stoff ergänzend, das auf die weiten Bein- und Kleider fällt. Zuweilen sind diese Jäckchen mit Kewers, zumellen oben zugedöpft, und entweder in lebereinförmiger mit dem übrigen Anzug ringsum besetzt, oder leiterförmig mit Spangen absteckenden Stoffes verziert. Eine sehr graziose Zugabe des Anzugs für einen kleinen Knaben ist die schon lange beliebte Schärpe vom Stoff des Jäckchens, die, auf der rechten Schulter befestigt, unter dem linken Arm lose geschlungen wird. Die Enden dieser Schärpe werden gewöhnlich mit Franzen besetzt. Ein zu Blousen und Pantalons für kleine Knaben sehr beliebter Stoff ist das sogenannte englische Leder, namentlich in der zarten gelben Farbe der rohen Seide, in welcher dieser Stoff auch zum Befast weißer Bique-Mantelchen, Röde und Pelserinen von der zartesten Wirkung ist.

Die Kleider der kleinen Mädchen werden jetzt größtentheils ausgeschmitteten getragen, mit kurzen, theils bauchenden, theils ganz kleinen oben aufgeschlitzten Ärmeln, welche in der warmen Jahreszeit auch an den Mädchen der Knaben häufig den langen offenen vorgezogen werden.

Die Soutacheffickerei ist an der Kindergarderobe noch immer mit großer Vorliebe angewandt, nicht nur weiß auf bunt und entgegenge- setzt, sondern auch weiß auf weiß, welches natürlich von zarterer Wirkung ist.

Als elegante Kopfbedeckung tragen die kleinen Mädchen vorzugsweise runde italienische Strohhüte mit Federn oder selbstblumen- tuffes; seidene Hüthen sind zwar ebenfalls modern, doch minder fleidend. Für den täglichen Gebrauch erhalten die braunen oder grauen Strohhüte, um den Rand mit einer schwarzen Spitze und um den Kopf mit einer nach der Form desselben gebogenen Feder garnirt, sich noch immer in Gunst. Die kleinen Knaben tragen Hüthen von Stroh oder Filz, Rüschen von Korbhaar, italienischem Stroh- geflecht oder Varetz von Rhantafestoff.

In einer der nächsten Nummern, welche das Thema der Kinder- der wünschenswerthe Schnitt und Verzierungen zu erlebigen bestimmt ist, werden wir auf einzelne Toilettenartikel der kleinen eleganten Welt“ zurückkommen. Veronica v. G.

Notizen.

Baiser-Recept.

Man schlägt das Weiße von 8 Eiern zu Schnee, der jedoch so fest sein muß, daß er ein ganzes, darauf gelegtes Ei trägt, ohne daß es eintritt; hierauf mischt man ein reichliches Viertelstund fein geriebenen, gestiebten Zucker unter den Schnee und setzt mit einem Eßlöffel von dieser Masse möglichst gleichförmige kleine Häufchen auf einen Bogen reines weißes Papier. Sobald der Schnee auf diese Weise vollständig verbraucht ist, werden die Baisers augenblicklich in den Ofen gehoben, d. h. in einen nicht zu heißen, wenn das Brod herausgenommen worden. Ist der Ofen zu großem Brod eingerichtet, so dürfen die Baisers sogar erst eine Stunde nach Herausnahme des Brodes hinein, müssen aber 12 Stunden darin bleiben. Sollten sie sich zu rasch färben, so kann man den Ofen offen lassen.

Das Schwierigste bei Bereitung der Baisers ist das rasche Auflegen des Schnees auf das Papier. Damit sie eine gute Form und Größe erhalten, muß man den Eßel, sobald man dessen Inhalt auf das Papier gesetzt, rasch nach oben zurückziehen. Uebung thut hierbei, wie bei allen Dingen, zum Gelingen das Beste. Auch die schöne Farbe der Baisers ist nicht ganz leicht zu erlangen. Gleich nach dem Herausnehmen aus dem Ofen löst man die Baisers vom Papier ab; läßt man sie einige Stunden stehen bis zum Gebrauch, so werden sie weich, sollen sie ihre eigenthümliche Härte behalten, so müssen sie im Ofen bleiben, oder doch an einen warmen Ort gestellt werden. Diese kleinen Schwierigkeiten abgerechnet, sind die Baisers ein sehr angenehmes Gebäck, schon ihrer Wohlfeilheit wegen, denn das Gelbe der Eier kann in jeder Haushaltung vielfach Anwendung finden, sei es zu Crème, Ciertuchen oder dgl.

Das hier angegebene Maß giebt ungefähr 30 Baiserschalen, die, mit Crème oder Schaum gefüllt, 15 Baisers ausmachen.

Schlagsahne (Crème) zur Füllung der Baisers.

Man nimmt von möglichst frischer Milch die Sahne ab, mischt unter die letztere fein geriebenen und gestiebten Zucker, so wie etwas Vanille, sei sie pulverisirt oder in ein wenig Wasser gelocht, welches dann, unter die Sahne gegossen, derselben den Vanillegeschmack mittheilt. An einem kühlen Ort wird die Sahne mit einem kleinen Bienen aus abgeseihten Ruten so lange geschlagen, bis sie, wie Weißer, zu Schaum wird. Sobald sich eine genügende Masse Schaum gebildet hat, nimmt man denselben mit einem Eßel ab und legt ihn auf ein feines, feuchtes Leinentuch, welches in einen Durchschlag ausgebreitet werden muß. Ist der Schaum abgenommen, so beginnt man den Rest der Sahne abermals zu schlagen, nimmt dann den Schaum wieder ab, schlägt abermals, und so fort, bis die Sahne gänzlich zu Schaum geworden, was jedenfalls geschieht, wenn dieselbe frisch war. Alte Sahne schäumt schwer und wird zu Butter.

Viel zum Gelingen dieser Crème trägt es bei, wenn unter die Sahne ein Etwas gemischt wird, was man um so leichter magen darf, da es für den Geschmack der Crème durchaus nicht nachtheilig ist. Im Winter hat die Bereitung derselben wenig Schwierigkeiten, im Sommer jedoch muß man dazu Eiß oder einen sehr kühlen Keller haben. Bekanntlich thut man im Augenblick des Gebrauchs einen Eßel der Crème zwischen je zwei der Baiserschalen. Die Sahne kann ein Paar Stunden vor dem Gebrauch geschlagen werden.

Kirschen im Hemdchen.

Die Kirschen, bekanntlich schon in ihrer schönen natürlichen Gestalt eine Lieblings Speise der Kinder, können ihnen in neuer Weise lockend gemacht werden durch die Beileidung mit dem süßen Hemd, dessen Bereitung wenig Schwierigkeiten verursacht, wie aus nachfolgendem Rezept zu ersehen.

Man sucht große schöne Kirschen aus, verkürzt deren Stiele, taucht die Kirschen in zu Schnee geschlagenes Eiweiß, dann in geriebenen Zucker, und bläst leicht darüber hin, damit nicht zu viel Zucker haften bleibt. Ist diese Einhüllung vollendet, so legt man die Kirschen behutsam auf ein flaches Sieb und läßt sie darin in einem mäßig warmen Ofen baden. Diese Kirschen im Hemdchen sind unmittelbar aus dem Ofen auf die Tafel zu bringen.

Chocoladenbisquit.

Man nimmt 6 frische Eier, schlägt das Gelbe davon in einen Napf, das Weiße in einen andern, thut zu dem Gelben ungefähr 2-3 Loth fein geriebene Chocolate und 12 Loth fein geschlagenen Zucker, schlägt es eine Viertelsunde lang gut durch und fügt dann das untere zu Schnee geschlagene Eiweiß hinzu. Nachdem Alles wohl vermischt, rührt man nach und nach in kleinen Portionen 10-12 Loth feines Mehl hinzu, legt dann die Bisquitförmchen, wie Löffelbisquit geformt, auf reines Papier oder in Papierformen, die innen leicht mit Pulver bestrichen werden, streut etwas Zucker darüber, damit die Kuchen Glanz bekommen, und bäckt sie in gelinder Hitze wie gewöhnliches Bisquit.

Blumenkohl mit Parmesankäse.

Nachdem der Blumenkohl gekocht, läßt man ihn abtropfen, thut ihn darauf in eine Tasse, mit Pulver innen bestrichene und mit geriebenem Käse bestreute Schüssel. Hierauf macht man eine weiße, etwas dicke Sauce und gießt sie über den Blumenkohl so, daß er ganz davon bedeckt wird. Ueber diese Sauce streut man abermals eine Lage geriebenen Käse, über diese fein geriebenes Brod, stellt dann die Schüssel über linderes Feuer, bedeckt sie mit einer Kohlenpfanne, oder mit einem Deckel voll glühender Kohlen, und läßt das Ganze langsam durchziehen, doch nicht zu lange, weil der Blumenkohl leicht zerfällt.

Russische Speise.

Man nimmt 1/2 Pfund Löffelbisquit, läßt es im Ofen trocknen, belegt damit den Boden der Form und füllt dann dieselbe mit folgender Creme:

Ungefähr 4 Gläser Milch, in welche man einige Pfirsichblätter gethan, läßt man zwei Minuten kochen, und gießt sie dann durch. In ein anderes Gefäß schlägt man das Gelbe von 10 Eiern, quirlt es mit einem Glase kalter Milch gut durch und gießt dann die folgende Milch hinzu. Man stellt man das Ganze wiederum auf Feuer, rührt es fortwährend um, und nimmt es ab, sobald es anfängt sich zu verdicken, mit dem Rühren jedoch fortfahrend, bis die Creme ziemlich erstarrt. Dann thut man noch einige Tropfen Orangenhülsenwasser und 4 1/2 Quentchen Hausenblase hinein, rührt die Masse abermals gut durcheinander, fügt den Schnee von den 10 Eiern hinzu, verbindet diesen durch nochmaliges Rühren mit der Creme, gießt ihn in die mit Löffelbisquit belegte Form und läßt ihn in Eis fest werden.

Gold- und Silberborten zu waschen.

Um trübe gewordene oder besetzte Gold- und Silberborten wieder glänzend zu machen, erwärmt man Weingeist und bestricht die Borten vermittelst einer kleinen, sehr weichen Bürste mit dieser erwärmten Flüssigkeit, die besetzten Stellen besonders berücksichtigend. Die Borten erhalten dadurch ihren Glanz wieder.

Mauking zu waschen.

In der warmen Jahreszeit, wo der Mauking so häufig zur Toilette der Kinder gewählt wird, hört man nicht selten das Bedauern ausdrücken, daß dieser Stoff beim Waschen mit Seife die Farbe verliere. Um dies zu vermeiden, legt man die zum Waschen bestimmten Maukingleider vorher 24 Stunden in Salswasser, wäscht sie darauf in warmer Lauge, spült sie in reinem süßlichen Wasser, drückt sie in einem Leinentuch aus ohne zu winden und läßt sie dann im Schatten trocknen. Bei dieser Behandlung behält der Mauking seine schöne gelbe Farbe.

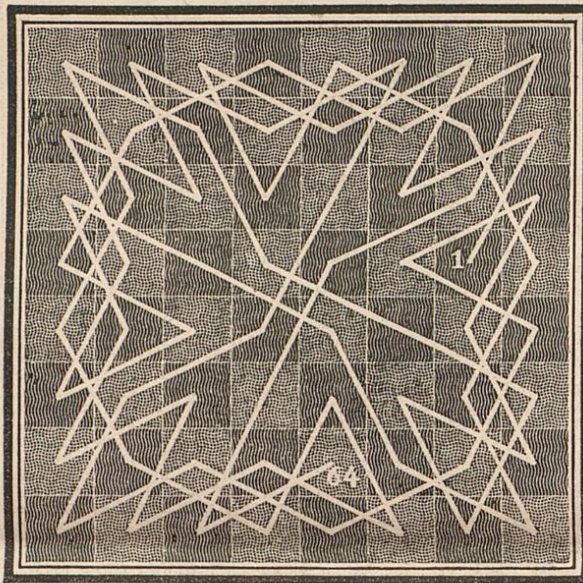


Zweifelhafte Charade.

Wenn ein widriges Geschick
Zu der Letzten Dich bestimmte,
Wär's vielleicht ein großes Glück,
Wenn in Dir ein Funke glimmte,
Von dem Ersten — denke dran,
Wenn die Nacht Dich unterjochte —
Ihm ward oftmals aufgethan,
Wo die Kraft vergebens pochte.

Denn nicht immer in der Welt
Führt Gewalt allein zum Ziele,
Dester, sicherer erhält
Leichter Scherz den Sieg im Spiele.
Häufig brach die Schelmerei
Siegreich mit dem Zorn die Lanze,
Darum zage nicht, und sei —
Nämlich ohne Falsch — das Ganze!
Marie Harrer.

Schlüssel zur Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 196.



Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 196.
Wie die Natur dem geübten Beschauer in der kleinsten Pflanze ihre Größe und Fülle zeigt, so kann auch der Mensch es nicht vermeiden, selbst in der unbedeutendsten Handlung den Gehalt und die Richtung seines Innern dem aufmerksamen Kenner zu enthüllen.

Auflösung des Räthfels Seite 196.

„Almanach.“



Correspondence.
Hr. Ch. A. in B. Auf Seite 171 so wie auf Seite 202 des Bazar finden Sie Filzestoffe, beides Streifen-Muster, welche Sie nach Gefallen eines oder das andere zu Gardinen verwenden können. Wir rathen Ihnen, mit einer dieser Bordüren in angemessenen weiten Zwischenräumen die Schärfe Ihrer Gardinen zu durchziehen, und diese Zwischenräume durch einen der Filzspitzenstiche auszufüllen, deren Abbildung auf Seite 188 des Bazar gegeben ist.

Hr. A. Ch. in M. Zur Anfertigung eines Badehemdes können Sie den Schnitt eines der Damenhemden mit breiter Brise aus der diesjährigen Wäsche Nummer des Bazar anwenden, nur mit dem Unterschiede, daß der Kumpf des Hemdes nicht abgeschragt, sondern in gleicher Weise, klobenartig, an die Brise gefest wird, welche nicht vorn, sondern auf beiden Schultern offen ist und dort durch Schleifen geschlossen wird. Die Badehemden erhalten gewöhnlich, anstatt der Aermel, nur einen etwas tiefen Einschnitt zu beiden Seiten von der Schulter aus.

Hr. A. G. in N. Aus weißen Leinen- und Baumwollstoffen entfernt man Gras-, Ohi- und dergleichen Flecke, indem man einen Schlüssel voll Chloralkali in einer Doblesteife mit kaltem Wasser gut durchrührt, den klaren Theil der Flüssigkeit in eine Untertasse gießt und so lange starken Essig zusetzt, bis derselbe durch seinen Geruch sich als vorwaltend zu erkennen giebt. In diese feine haltige Flüssigkeit legt man die besetzte Stelle des weißen Zeuges, knetet es von Zeit zu Zeit durch und läßt es so lange darin liegen, bis der Jwed erreicht ist, worauf man den Stoff sorgfältig in reinem Wasser spült und an der Luft trocknet.

Bei farbigen Leinenen, Baumwollenen, so wie bei wollenen Stoffen darf man Chlor nicht anwenden, sondern muß die fleckigen Stellen des Zeuges in befeuchtem Zustande über brennende Schwefelsäure halten, wodurch die Flecke sich verlieren.

Eine ausführliche Besprechung dieses Themas finden Sie in Nr. 23 des Bazar Jahrgang 1858 in dem Artikel: Das Flecken ausmachen.

Hr. J. K. in L. Unsere Vorsätze sind diesmal Ihrem Wunsche vorausgesehen. — Ein passender Unterfah zu der auf Seite 204 des Bazar gegebenen Blumenopfbereitung sollte bereits in nächster Nummer erscheinen, muß jedoch bis für die folgende zurückbleiben, weil die „Wäsche für Kinder“ zuvörderst der Erledigung harret.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.



Die Klage der Bäder.

Ist der holde Venus erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen
Und der Blume Knospe springt.
In dem Gain ertönen wieder
Und das Bächlein murrend spricht;
Alles, Alles kehret wieder,
Nur — die Badegäste nicht!

Wo sich sonst der blonde Britte,
Russ' und Franzmann tummelte,
Wo der schwarze Jbrakette
Mit Grandezza bummelte —
Unre grünen Promenaden
Brangen wie in jedem Jahr;
Aber ach! vergebens laden
Diesmal sie der Gäste Schaar!

Nimmer zu den grünen Tischen
Drängt sich's jetzt, wie sonst, mit Hast;
Schon sind die verführerischen
Farben „Rouge et noir“ verblasst!
Fast vergeht in bangem Sehnen
Der verzweifelte Growrier,
Und es weinen bittere Thränen
Die Gebrüder Benazet.

Süße Eintracht, holder Friede,
Kehre bald zu uns zurück!
Ganz Europa, kampfesüde,
Sehnt sich nach der Ruhe Glück.
Sei uns gnädig, Schicksal! Spende
Segen friedlichem Bemühen!
Nach dem Blutbad bald ein Ende,
Und laß andre Bäder blühen!